Denkmalpflege in Lüneburg

2003

Denkmalpflege in Lüneburg
2003

Lüneburger Stadtarchäologie e.V.
Lüneburg 2003

Impressum

Denkmalpflege in Lüneburg 2003

herausgegeben von Edgar Ring
im Auftrag des Vereins
Lüneburger Stadtarchäologie e.V.

Lüneburg 2003
ISBN 3-932520-08-4
© Lüneburger Stadtarchäologie e.V.
Titelfoto: Kirsten Schröder
Layout: Angela Schoop
Lithos und Belichtung: Ebeling & Blumenbach GmbH
Druck: Druckerei Wulf

Inhalt

Vorwort 5

Die Suche nach dem ersten Lüneburger Rathaus 7
Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte

Neue Funde zur Baugeschichte des Kämmereiflügels am Lüneburger Rathaus 15

Die Große Kommissionsstube im Lüneburger Rathaus 31

Die Deckenmalereien der Gerichtslaube im Wandel der Zeit 37
Neue Erkenntnisse zur Entstehungs- und Restaurierungsgeschichte
im Rathaus Lüneburg

Die Heißluftheizung in „des rades dornsen" 45
Häusliche Wärmequellen in Lüneburg

Turmuhren in Lüneburg und Umgebung 53

Erinnern und Vergessen 67
Der Memorialstein des Lüneburger Bürgermeisters Hinrik Viscule († 1371)

Vorwort

Edgar Ring

Der Rückblick auf denkmalpflegerische Aktivitäten in Lüneburg im Jahre 2003 erfolgt diesmal spät. Der Grund liegt in dem Forschungs- und Ausstellungsprojekt „Glaskultur in Niedersachsen", das den Verein Lüneburger Stadtarchäologie e.V. finanziell so belastet hat, dass zunächst an die Herausgabe des Heftes „Denkmalpflege in Lüneburg 2003" nicht zu denken war. Die Ausstellung wurde drei Monate im Lüneburger Rathaus gezeigt. Über 18.000 Besucher kamen in der Zeit in die historischen Räume und nutzten auch die Gelegenheit, die fantastischen Glasobjekte zu betrachten. Die großzügige Finanzierung besonders durch den Lüneburgischen Landschaftsverband, die hervorragende wissenschaftliche Arbeit, die Dr. Peter Steppuhn leistete, die viel gelobte Präsentation der Objekte im Rathaus und schließlich der Katalog mit seinen wissenschaftlichen Beiträgen und der gelungenen Gestaltung betrachten der Vorstand des Vereins Lüneburger Stadtarchäologie e.V. als besonderen Erfolg, den sie auch dem Engagement des Oberbürgermeisters Ulrich Mädge und des Stadtdirektors Peter Koch verdanken. Die Ausstellung wurde bereits in Wolfenbüttel gezeigt, wandert nun nach Plön, Jever, Salzgitter-Salder und Celle, bevor sie als besonderer Beitrag der Stadt Lüneburg zum Internationalen Hansetag 2005 in Lüneburgs Partnerstadt Tartu gezeigt wird.

Die Verbindung der Stadtarchäologie Lüneburg zur Stadtarchäologie und zum Stadtmuseum der Partnerstadt Tartu wird immer intensiver. Anfang 2004 wurden erstmals archäologische Funde beider Städte im Ostpreußischen Landesmuseum ausgestellt. Die fruchtbare Kooperation mit dem Ostpreußischen Landesmuseum findet schon im Mai 2004 eine Fortsetzung mit der Ausstellung „Tabak und Tonpfeifen im südlichen Ostseeraum", in der u. a. Tonpfeifen aus Polen, dem Baltikum und Lüneburg gezeigt werden.

Immer spannender werden die Forschungen im Lüneburger Rathaus, die die Denkmalpflege der Stadt zusammen mit Architekten der Fachhochschule Hildesheim und der Universität Hannover und Restauratoren der Fachhochschule Hildesheim betreibt. Die frühe Baugeschichte des komplizierten Rathauses steht nun im Vordergrund. Verblüffende Ergebnisse liegen bereits vor, die hier nur kurz vorgestellt werden können. Alle Beteiligten haben beschlossen, zukünftig mit viel Energie und Engagement die Geschichte des Rathauses zu erhellen. Im Juni 2003

fand ein Forschungsgespräch mit rund 20 Wissenschaftlern im Rathaus statt, um ein Resümée zu ziehen und Grundlagen für ein Forschungsprojekt zu schaffen. Einen großen Teil der Arbeit vor Ort leisten Studierende im Rahmen ihrer Ausbildung.

Wie bereits seit vielen Jahren konnte die Denkmalpflege der Stadt Lüneburg auch 2003 am Tag des offenen Denkmals die Gelegenheit nutzen, vielen Interessierten Denkmale der Stadt zu zeigen. Friedhöfe, Orte der Trauer, des Gedächtnisses und der Besinnung wurden vorgestellt. Zeugnisse der Sepulkralkultur werden auf Lüneburger Friedhöfen als Denkmale gepflegt. Ihre Dokumentation und Pflege führt seit vielen Jahren Hans-Georg Grzenia als Verantwortlicher der städtischen Friedhöfe durch. Bis in das frühe 19. Jahrhundert wurde Tote in und bei Kirchen in der Stadt beerdigt. Zahlreiche Monumente zeugen besonders in den Kirchen vom Totengedächtnis, die Besuchern des Tags des offenen Denkmals ebenfalls sachkundig erläutert wurden.

Vielen sind noch die drei Grabungskampagnen auf dem Lambertiplatz in Erinnerung. Die Auswertung der Grabungen ist fast abgeschlossen. Zwei Magisterarbeiten befassen sich mit den Baubefunden und den Funden der Ausgrabung. Vor dem Abschluss steht ebenfalls die wissenschaftliche Bearbeitung der Gefäßkeramik der Töpferei „Auf der Altstadt".

Der Verein Lüneburger Stadtarchäologie e.V. wird sich weiterhin engagieren, die wissenschaftlichen Arbeiten zur Archäologie und Bauforschung der Stadt Lüneburg zu publizieren. Er ist Partner in einer Gruppe, die das Erbe der Stadt erforscht und zu seiner Erhaltung beiträgt. Hochschulen, das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege, Denkmalpflege und Archiv der Stadt Lüneburg haben diese Aufgaben übernommen.

Die Suche nach dem ersten Lüneburger Rathaus

Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte

Edgar Ring

Das Lüneburger Rathaus ist ein Gebäudekomplex, der im Laufe von sieben Jahrhunderten entstand, erweitert und verändert wurde. Immer wieder wird die Frage aufgeworfen, wann das erste Rathaus erbaut wurde, wo es sich befand und ob Teile dieser ersten Versammlungsstätte des Rates an der heutigen Stelle des Rathauses erhalten sind.

Im Zuge der seit 1999 durchgeführten Restaurierungen im Lüneburger Rathaus hat die Denkmalpflege der Stadt angeregt, parallel Aufmaße anzufertigen. Bisher stehen die 1965-68 durch die TU Braunschweig vorgenommenen Bauaufnahmen im Maßstab 1:50 zur Verfügung. Auf der Grundlage dieser von Studierenden beim Lehrstuhl Baugeschichte der Technischen Universität durchgeführten Dokumentation entstehen neue, verformungsgerechte Aufmaße. Die Arbeiten leitete Prof. Martin Thumm, Dipl. Ing. Michael Flechtner setzte sie fort. Durch seine Vermittlung arbeitet eine Gruppe Studierender der Universität Hannover, Institut für Architektur und Baugeschichte, unter der Leitung von Dr. Bernd Adam ebenfalls im Lüneburger Rathaus. Schließlich schloss sich Dr. Maike Kozok mit einer weiteren Gruppe von Studierenden des Instituts der Universität Hannover diesen Dokumentationsarbeiten an. Zunächst fertigten im Jahre 2001 Studierende der Fachhochschule Hildesheim ein Aufmaß der Bürgermeisterkörkammer. Dieses Aufmaß wurde 2002 im Bereich südlich der Bürgermeisterkörkammer fortgesetzt. Zeitgleich erfolgte durch eine Gruppe von Studierenden der Universität Hannover ein Aufmaß des Dachwerkes über der Rathausdiele.

Die bei dem Aufmaß der Bürgermeisterkörkammer gewonnenen Erkenntnisse machten deutlich, dass bisher in der Literatur dargelegte Entwicklungsphasen des Rathauses revidiert werden müssen. Auf Anregung der Denkmalpflege der Stadt Lüneburg konzentrierten sich weitere Aufmaße auf Kellerbereiche unter dem Gewandhaus, der Rathausdiele und der Gerichtslaube. Seit 2003 erfolgen die Dokumentationen des Instituts für Architektur und Baugeschichte der Universität Hannover unter der Leitung von Prof. Dr. Joachim Ganzert.

Bisher war nicht erkannt worden, dass
1. die mittlere Wand des unteren Gewandhauses auf sekundär vermauerte Öffnungen eines im rechten Winkel zum Gewandhaus liegenden Gebäudeteils stoßen und
2. im Keller unter der Gerichtslaube zwei Bereiche ablesbar sind, die sich durch unterschied-

liche Gewölbehöhen auszeichnen und durch eine Mauer getrennt sind, die auf einer Seite Spuren aufweist, die Hinweise auf eine ehemalige Außenwand geben. Die Zweiphasigkeit des Kellers unter der Gerichtslaube ist auch anhand der überlieferten Daten ablesbar, die weiter unten dargelegt werden.

Die Beschreibung des Lüneburger Rathauses als bemerkenswertes Objekt setzt im 18. Jahrhundert ein. Reiseberichte geben nur vage Einblicke, sieht man von Zacharias Conrad von Uffenbachs „Merkwürdige(n) Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland", 1753 erschienen, ab.

Ludwig Albrecht Lewin Gebhardi schildert in seiner „Beschreibung des Lüneburgischen Rathhauses 1763 im Julius" die Einrichtung der bedeutendsten Räume und liefert Informationen zu einigen Außenansichten. Zudem finden sich in seinem umfangreichen Werk Zeichnungen von Fassaden und Grundrisse von Räumen. Johann Wilhelm Albers verfasste 1843 den ersten „Rathausführer", die „Beschreibung der Merkwürdigkeiten des Rathhauses zu Lüneburg". Der Herausgeber des Lüneburger Urkundenbuches, Wilhelm Friedrich Volger, geht 1861 in seinen Überlegungen „Der Ursprung und der älteste Zustand der Stadt Lüneburg" nur kurz auf das Rathaus ein, weist aber auf das „altertümlich" wirkende Mauerwerk der Ratsküche hin und sieht in diesem Gebäude die Keimzelle des Rathauses.

Eine erste systematische Beschreibung des Rathauses publizierte Hektor Wilhelm Mithoff 1877. In dem 1906 erschienenen Band „Stadt Lüneburg" der Kunstdenkmäler der Provinz Hannover liefern der Architekt Franz Krüger und der Stadtarchivar Wilhelm Reinecke den ersten wissenschaftlichen Beitrag, der sich der Architektur und der Ausstattung des Rathauses widmet. Die Datierung der Gebäude stützt sich vornehmlich auf die von Wilhelm Reinecke ausgewerteten Kämmereirechnungen, die aber komplett erst ab 1443 überliefert sind. Wilhelm Reinecke fasste die Ergebnisse 1925 in seiner Monographie über das Lüneburger Rathaus zusammen. Als erste bauhistorische Arbeit zum Lüneburger Rathaus ist der 1969 von Urs Boeck veröffentlichte Aufsatz zur Baugeschichte bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts zu sehen. Beobachtungen am Objekt sind Grundlage für Überlegungen zur Entstehung und zur ersten Entwicklung des Rathauses. Boeck stützt seine Ausführungen auf die 1906 von Krüger und Reinecke publizierten Ergebnisse, ergänzt durch Auswertungen später entdeckter älterer Kämmereirechnungen.

Immer wieder wurde die Frage nach dem Ursprung des Lüneburger Rathauses gestellt. Schon früh verwies man auf die 1898 abgebrochene Rathausküche an der Stelle des heutigen Stadtarchivs. In der 1856 erschienenen Ergänzung zu Johann Wilhelm Albers' Beschreibung des Rathauses wird diese Ratsküche vorgestellt: „Diese sogenannte Rathsküche ist das älteste Rathhaus … Geht man vom Ochsenmarkt durch die gewölbte Thür neben dem jetzigen Amtsgerichtslocale in den Hof des Rathhauses, so sieht man zur linken Seite ein unscheinbares Gebäude, das freilich in seinen einfachen Ausbesserungen die neuere Zeit verräth, aber in dem unteren Theile des Gemäuers, welches noch unberührt ist, besonders aber in der nördlichen Giebelwand unverkennbare Zeichen der Rohheit des XIII. Jahrhunderts und der Beschränktheit der damals noch nicht glänzend auftretenden Stadtgemeinde an sich trägt. Die bezeichneten Theile, namentlich und merkwürdig genug die ganze nördliche Giebelseite des etwa 50 Fuß in Länge und Breite messenden Gebäudes, sind nämlich aus rohen Blöcken des Gesteins unserer Gipsbrüche zusammengesetzt und tragen auch nicht das geringste Zeichen einer Verzierung".

Wilhelm Volger betont ebenfalls diese „rohe" Bauweise der Ratsküche, „die sogenannte Küche, (die) noch jetzt in seinem bis zur Giebelspitze reichenden Mauerwerke, das aus den rohen Gipsblöcken des Kalkberges aufgeführt ist, die unverkennbaren Spuren seines hohen Alters trägt".

Einen Eindruck von einem mit Gipsblöcken ausgeführten Bauwerk kann man im Sockel des Doppelturmes des Bardowicker Domes gewinnen.

Um der frühen Baugeschichte des Lüneburger Rathauses näher zu kommen, sollen im Folgenden die schriftlichen Quellen noch einmal dargestellt werden.

Die früheste Erwähnung findet eine Ratskapelle (1254 ungesichert, 1289 gesichert), die am Ochsenmarkt im Bereich des heutigen Traktes Huldigungssaal/Traubensaal lokalisiert wird. Ein oberes und unteres Gewandhaus werden 1302 genannt. Eine Laube, die allgemein mit dem Gebäudeteil, der heute als Rathausdiele mit Zugang vom Ochsenmarkt durch die große Grüne Tür identifiziert wird, erscheint 1321 in den Quellen. Ob ein 1328/1330 überlieferter Weinkeller unter dem Gewandhaus lag, kann nicht sicher gesagt werden.

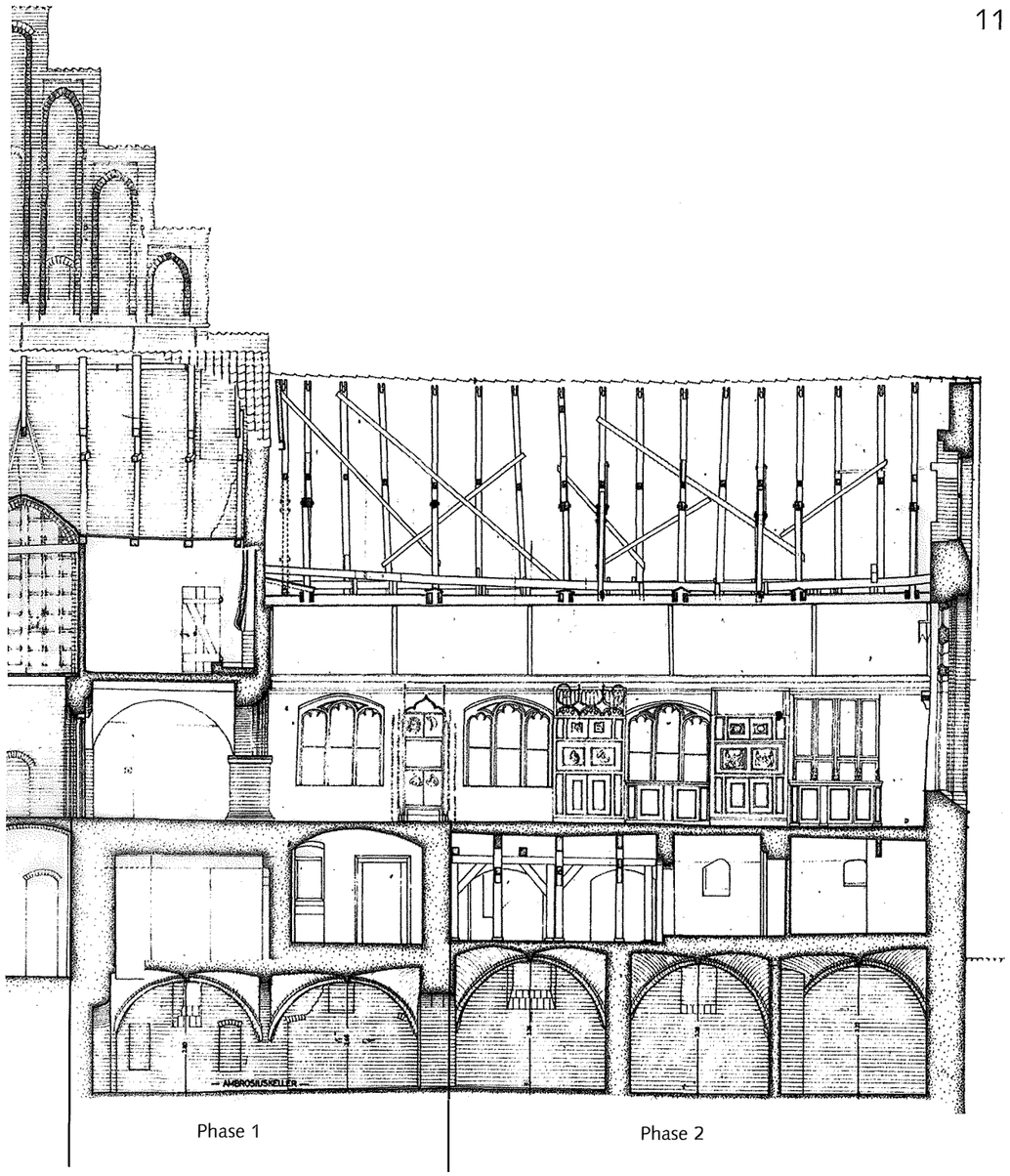
Ein neuer Versammlungsraum des Rates (in novo consistorio) erscheint 1330 in den Quellen, ohne dass die schriftliche Überlieferung eine Aussage zu einem Vorgänger trifft. Mehrere Baumaßnahmen an diesem consistorium sind überliefert. 1331 wurde dieser Raum für ein Gastmahl genutzt. Dieses consistorium wird in der Forschung mit der Gerichtslaube gleich gesetzt. Wenig später wurde wieder am Gewandhaus gebaut. 1335 entstanden Kosten für die Dachdeckung und 1337 für ein Tor. Setzt man voraus, dass die Baumaßnahmen der Jahre 1328/1330 an einem Weinkeller unter dem Gewandhaus durchgeführt wurden, kann geschlos-

sen werden, dass ein neues Gewandhaus zwischen 1328 und 1337 entstand. Bezieht man weiterhin die 1336 erfolgte Nennung „novum theatrum“ auf das Gewandhaus, so haben wir hier ein zweites Gewandhaus vor uns, ohne Aussagen zu seiner Platzkontinuität treffen zu können.

Nahezu 50 Jahre nach der Nennung eines neuen consistoriums sind Baumaßnahmen an einer Ratsdörnse bzw. estuarium consulari überliefert. Allgemein wird ein 1386/88 genannter „oven“ mit der heute noch in der Gerichtslaube erhaltenen Anlage einer Heißluftheizung identifiziert. Die Ratsdörnse erhielt 1409/12 einen Fußboden.

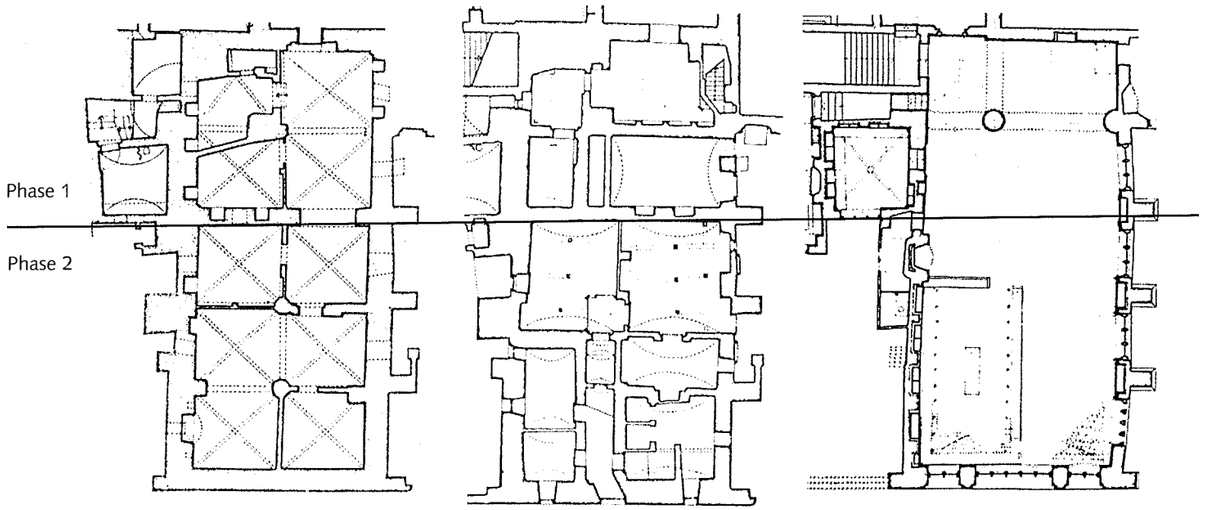
In welcher Beziehung steht das „novum consistorium“ der 30er Jahre des 14. Jahrhunderts zu des „rades dornse“ bzw. „estuarium“ der 80er Jahre desselben Jahrhunderts? Eine Erklärung liefert der Keller unter der Gerichtslaube. Im Norden bilden vier Joche einen quadratischen Bau. Dieser wird im Süden von einer Wand begrenzt, die durch ihre Stärke und einen Kellerhals im südwestlichen Joch als ehemalige Außenwand anzusehen ist. Südlich an diesen quadratischen Bau, dessen Dimensionen auch im Erdgeschoss abzulesen sind, schließt sich ein Baukörper mit sechs Jochen an, deren Gewölbescheitel höher ausgeführt sind. Der quadratische Bau ist das „novum consistorium“ der 30er Jahre des 14. Jahrhunderts, der südliche Anbau eine Baumaßnahme, die Ende der 80er Jahre des 14. Jahrhunderts begann. Über dem Keller und dem Erdgeschoss des quadratischen Baukörpers, der ursprünglich ein als consistorium genutztes Obergeschoss besaß und somit fast den Charakter einer Kemenate aufweist, und über dem Keller und dem Erdgeschoss des südlichen Anbaus entstand Ende des 14. Jahrhunderts der Raum, der heute als Gerichtslaube bezeichnet wird. Im Erdgeschoss des Erweiterungsbaus befanden sich die Brennkammern der Heißluftheizung. Der bemerkenswerte Fußboden der Gerichtslaube wurde 1409/12 verlegt, das Fenster mit der Darstellung der Neun Helden entstand um 1410/1430. Die Baumaßnahmen an der Ratsdörnse schlossen mit der Errichtung des Dachstuhls ab. Hängesäulen und Kehlbalken sind dendrochronologisch 1430 datiert. Nach über 40 Jahren war der Bau der Ratsdörnse abgeschlossen. Für die lange Bauzeit fehlt bisher eine schlüssige Erklärung. Ratsdörnse und Ofen werden 1386/88 genannt, der Rat tagte im Winter 1390 im estuarium. Vielleicht wurde die Ratsdörnse erst 10 Jahre später mit dem außergewöhnlichen Fußboden versehen und ein endgültiges Dach erst 1430 errichtet.

Die in den Schriftquellen überlieferten Daten zur Baugeschichte des Lüneburger Rathauses in den 20er und 30er Jahren des 14. Jahrhunderts und die bauarchäologischen Untersuchungen der jüngsten Vergangenheit lassen eine neue



Phase 1

Phase 2



Kellergeschoss *Erdgeschoss* *1. Obergeschoss*

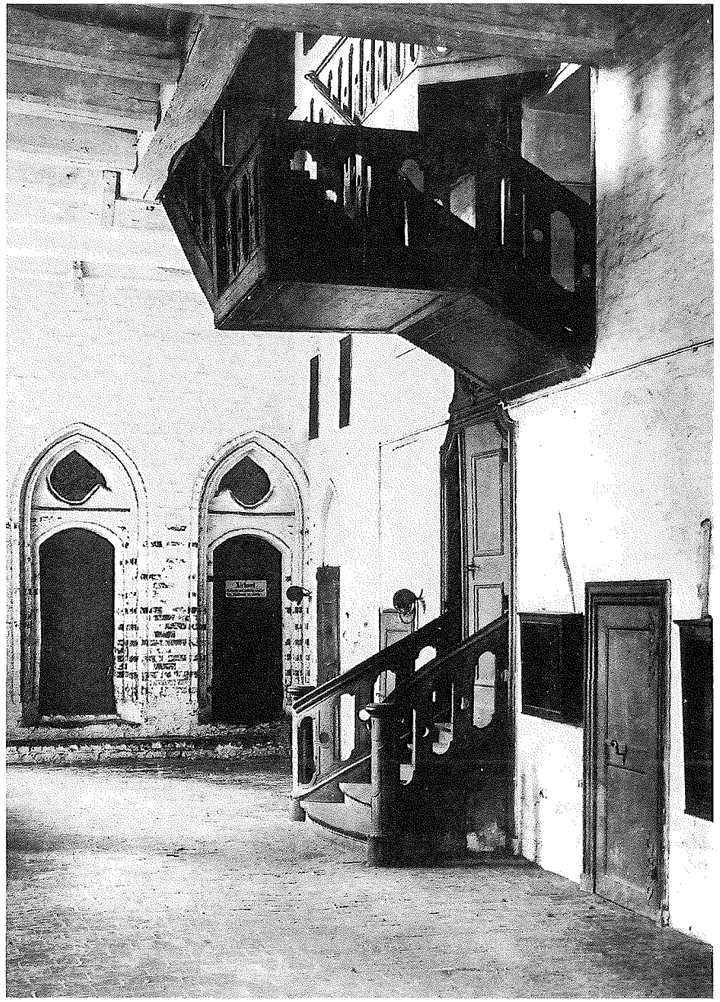
Interpretation der Bauabfolge jener Zeit zu. Der Baukörper, dessen Obergeschoss heute die Bezeichnung Rathausdiele führt und durch die Grüne Tür vom Ochsenmarkt erschlossen ist, kann mit der 1321 genannten Laube gleich gesetzt werden. Sein Erdgeschoss ist älter als das Untere Gewandhaus, denn dessen Wände stossen an sekundär vermauerte Öffnungen der Nord-Süd orientierten Laube. Daraus kann geschlossen werden, dass das Kellergeschoss des Unteren Gewandhauses als Weinkeller 1328/30 entstand. An die Laube wurden ein neues Gewandhaus und ab 1330 ein im Grundriss quadratischer Bau gesetzt, der als consistorium bezeichnet wird. Keller und Erdgeschoss sind überliefert, während ein sicher anzunehmendes Obergeschoss nicht zu rekonstruieren ist. Ende des 14. Jahrhunderts wurde dieser turmartige Bau Richtung Süden erweitert und die noch heute in ihrer Dimension erhaltene Ratsdörnse entstand.

Um 1400 stand am (Neu-)Markt der Stadt Lüneburg ein Rathauskomplex, der eine in einem Obergeschoss befindliche Ratsdörnse aufwies,

weiterhin eine ältere, nördlich angrenzende Laube und ein Gewandhaus. Mit dem Baubeginn der neuen Ratsdörnse im späten 14. Jahrhundert wird erstmals eine Ratsküche genannt. Diese Nennung ist mit dem Gebäude zu verbinden, das auch Ende des 18. Jahrhunderts als Ratsküche bezeichnet wurde. Man brach es 1898 für die Errichtung des heutigen Stadtarchivs ab. Es ist das Gebäude, das 1856 und 1861 wegen seiner „rohen" Konstruktion als das älteste Lüneburger Rathaus identifiziert wurde und dessen Ostwand zum Teil erhalten ist.

Die jüngsten Dokumentationen im Keller unter der Gerichtslaube erbrachten einen Befund, der vermutlich zur ältesten Bauphase des Lüneburger Rathauses gehört, aber bisher nur schwer zu deuten ist. In den vier südlichen Jochen liegen tönerne Fußbodenplatten, die zum Teil glasiert sind. Die Plattenreihen stoßen in einem völlig ungewöhnlichen Winkel auf die Außenwände. Die Flanken des südlichsten Pfeilers stimmen in ihrem Verlauf mit der Orientierung der Plattenreihen überein. Im oberen Bereich des achteckigen Pfeilers sind die Flanken aber so ausgerichtet, dass sie sich auf die Ausrichtung des jetzigen Kellers beziehen und mit dem etwas nördlicher stehenden Pfeiler korrespondieren. Gehören der untere Teil des südlichsten Pfeilers und die Fußbodenplatten zu einer älteren Phase, zu einem Gebäude, das nicht Nord-Süd/West-Ost orientiert ist wie der heutige Rathauskomplex? Immerhin berichtet Ludwig Albrecht Gebhardi, dass unter Otto dem Strengen das Rathaus erweitert, massiv erbauet und mit Türmen geschmückt worden sei und enge Straßen deshalb eingegangen seien.

Die Forschungen zur frühen Baugeschichte des Lüneburger Rathauses stehen noch am Anfang. Durch die intensive Zusammenarbeit der anfangs genannten Institutionen werden aber Fortschritte zu erzielen sein.



Diele des Kämmereiflügels um 1900

Neue Funde zur Baugeschichte des Kämmereiflügels am Lüneburger Rathaus

Bernd Adam, Michael A. Flechtner

Den westlichen Abschluss des in vielen Ausbauschritten entstandenen Lüneburger Rathauskomplexes bildet der mit seiner Traufe längs des Marienplatzes gelagerte spätgotische Kämmereiflügel. Anlässlich der Instandsetzung der Botenmeisterei, die hier im nordwestlichen Eckraum des Erdgeschosses gelegen ist, bot sich im Januar 2003 die Möglichkeit einer Untersuchung der backsteinernen Umfassungswände, die während der Bauarbeiten vom Putz befreit waren. Hierbei zeichneten sich deutliche Spuren von drei großen Bauphasen ab, während derer die Gestalt der Botenmeisterei grundlegend verändert worden war. Zudem zeigt bereits ein kurzer Blick vom Marienplatz auf die Seitenfassade des Kämmereiflügels, dass an diesem Bau seit seiner Errichtung durchgreifende Umgestaltungen vorgenommen worden sind, da über die ganze Breite der Fassade große, segmentbogig geschlossene und heute vermauerte Öffnungen ehemaliger Fenster zu erkennen sind (Abb.1). Diese Beobachtungen gaben den Anlass, die bauliche Entwicklung des Kämmereiflügels näher in Augenschein zu nehmen, um so die festgestellten Umbauten zeitlich einordnen zu können.

Bei der Erforschung der Baugeschichte des Lüneburger Rathauses hat der Kämmereiflügel stets im Hintergrund gestanden. Da seine Errichtung in den Jahren ab 1476 archivalisch unzweifelhaft belegt ist, haben sich alle bisherigen Bearbeiter vorrangig mit anderen Bereichen des Rathauskomplexes auseinandergesetzt, zu denen keine derart präzisen Baudaten greifbar sind.

Die Errichtung des spätgotischen Ursprungsbaus

In den seit 1443 nahezu durchgängig erhaltenen Lüneburger Kämmereirechnungen finden sich aus der Bauzeit des Kämmereiflügels ab 1476 Belege für die Anschaffung von 47.500 Mauer- und Formsteinen, 550 Pfund Glasur, großen Mengen Kalks sowie 4.500 Dachsteinen. Diese Ausgaben sind am Baubestand nachvollziehbar, zumal bei Einfassung der ursprünglichen Fenster und Türöffnungen sowie am großen Staffelgiebel zum Ochsenmarkt glasierte Formsteine im Wechsel mit unglasierten vermauert wurden.

Der Kämmereiflügel wurde von Anfang an überaus reich dekoriert: so erhielt der Maler Hermann Ohmes zu Beginn der Bauzeit 14 Mark „vor 10 schilde, 1 sunne unde 8 sternen to snidende unde to vorguldende." Bei den hier erwähnten Schilden dürfte es sich um die noch heute erhaltenen 10 geschnitzten hölzernen

Abb. 1: Ansicht des Kämmereiflügels vom Marienplatz

Wappen handeln, die in das Fries zwischen erstem und zweitem Obergeschoss an den Fassaden zum Ochsenmarkt und zum Marienplatz hin integriert sind. Die somit ebenfalls aus Holz geschnitzt anzunehmenden 8 Sterne und ein Mond sind nicht erhalten und der Ort ihrer Anbringung bleibt unklar. Nimmt man die Quelle wörtlich, so dürften die Wappenschilde anfänglich ebenso wie Mond und Sterne vergoldet gewesen sein. Blei, Kupfer und Gold wurden auch zur Anfertigung eines „Tynappeln", worunter wohl ein Dachaufsatz zu verstehen ist, sowie zur Verzierung der Dachrinnen eingesetzt.

Noch im Jahre 1477 wurden dem Maler Zahlungen angewiesen, um „dat Gebüw vor uth to strikende". Da es sich hier offensichtlich um Anstricharbeiten im Innern des Neubaus handelte, muss davon ausgegangen werden, dass der Bau bereits sehr weit fortgeschritten und unter Dach gebracht war. Hier gibt es eine kleine Diskrepanz zur dendrochronologischen Datierung, nach der die Hölzer der ursprünglichen, nahezu vollständig erhaltenen Dachkonstruktion durchgängig im Winter 1477/78 gefällt wurden und daher selbst bei schlagfrischer Abzimmerung das Richten des Daches eigentlich erst für den Sommer 1478 anzunehmen ist.

Der Bildhauer Cord Snytker erhielt im Jahre 1481 eine stattliche Zuwendung von 77 Mark für die Anfertigung von „soven belde de in de scriverie qwemen to stande." Es dürfte sich hierbei um die sieben hölzernen, mit Blei ummantelten und vergoldeten Standbilder von Heiligen handeln, die noch heute in den spitzbogigen Nischen im Obergeschoss der Fassaden aufgestellt sind. Angesichts ihrer ungestörten Mauerstruktur scheinen diese Nischen zur ursprünglichen Bausubstanz zu gehören. Abarbeitungen am Mauerwerk deuten darauf hin, dass alle Nischen anfänglich von einer Formsteinrahmung umgeben waren, von der am Ochsenmarktgiebel noch Reste erhalten sind. Es waren hier also bereits bei der Errichtung des Kämmereiflügels aufwändig gestaltete Standplätze für Bildwerke vorgesehen, deren Anfertigung jedoch erst einige Jahre nach Abschluß der ersten Bauphase 1477/78 erfolgte.

Hinweise für diese Pause zwischen einer ersten nutzungsorientierten Fertigstellung des Kämmereiflügels und der Vervollständigung des Gebäudes mit aufwändigem Bauschmuck in einer weiteren, kurz darauf folgenden Phase finden sich auch im Dachbereich. In diesen Kontext kann nämlich die bisher nicht gedeutete Anschaffung eines großen Postens Schiefer gestellt werden, der schon 1476 zu Beginn der Bauzeit aus Braunschweig bezogen wurde. Da grundsätzlich eine Eindeckung der Dachflächen mit den zeitgleich nachgewiesenen 4.500 Dachsteinen anzunehmen ist, muss der Schiefer andernorts Verwendung gefunden haben. Auffällig ist in diesem Zusammenhang eine Nachricht aus dem Jahre

1482, nach der für 55 Mark „dat nyge buw gedecket und de gefel nyge gemaket“ wurde. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass auch der massive, aufwändig gestaltete Stufengiebel am Ochsenmarkt erst 1482 und somit sechs Jahre nach Baubeginn aufgeführt wurde. Damit das Gebäude bis dahin auch ohne die hohen Staffelgiebel voll funktionsfähig und nutzbar wurde, wird man die Dachkonstruktion an den Schmalseiten anfänglich mit einer Verschalung oder Lattung der letzten Dachgebinde geschlossen haben, die dann mit Schiefer behangen wurde. Hierfür spricht auch die konstruktive Ausbildung der Dachkonstruktion, in der nur die direkt an den Giebeln ansitzenden Gebinde mit einer Mittelsäule versehen sind, die anhand dendrochronologischer Datierung zum ursprünglichen Baubestand gehört. Eine Tragfunktion kommt diesen Mittelsäulen nicht zu. Wird jedoch eine anfängliche Verbretterung der Giebel als Trägeroberfläche für den Schiefer angenommen, so waren die Mittelsäulen der Außengebinde überaus sinnvoll, damit die Bretter im Unterbereich des Giebels nicht über die weite Spanne von Sparren zu Sparren frei tragen mussten. Hierzu würde auch die Nachricht passen, dass erst 1480 im Dachstuhl zwei Lagerböden für Roggen eingebaut wurden. Diese konnten nun durch die Luken des neuen Giebels mittels des noch heute im Dach vorhandenen vertikalen Windenbaumes beschickt werden. Bei den Fertigstellungsarbeiten scheint die bereits in der ersten Bauphase angebrachte Bauzier etwas in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein, denn 1482 erhielt der Maler Hermann Ohmes eine Vergütung von 3 Mark „vor de Schilde to renoverende unde de vluger [Windfahne] to vorguldene.“

Der Kämmereiflügel war anfänglich freistehend errichtet worden und wurde erst nachträglich durch den östlich entlang des Ochsenmarktes anschließenden Verwaltungsbau mit dem übrigen Rathauskomplex verbunden. Dass diese Anbindung jedoch von Anfang an vorgesehen war, belegt eine im Kellermauerwerk erhaltene Verzahnung, durch die eine spätere Erweiterung in diese Richtung vorbereitet wurde. Da der östlich anschließende Flügel jedoch tiefer ausgebildet wurde, als ursprünglich geplant, ist die offene Verzahnung an der Außenseite des Kämmereiflügels noch heute erkennbar.

Die in der Botenmeisterei in der Nordwestecke des Erdgeschosses durchgeführte Untersuchung hat ergeben, dass die ursprüngliche Durchfensterung der Außenwand anhand gestempelter und glasierter Formsteine an den ehemaligen Begrenzungen der heute vermauerten Fensteröffnungen nachweisbar ist. Zum Ochsenmarkt und zum Marienplatz hin sind auch an der Innenseite der Nordwand die alten Laibungen ablesbar, die mit Rundstab-Formsteinen eingefasst waren (Abb.2, Nordwand u. Abb.3). Diese ehemaligen Fensteröffnungen setzen erst im oberen Wandbereich

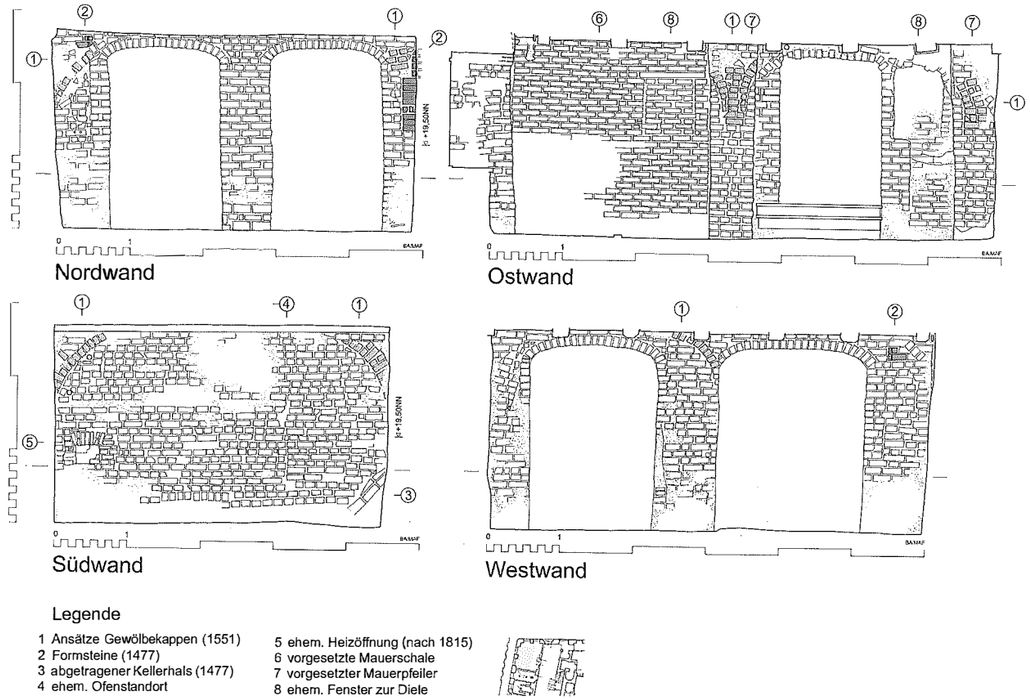


Abb. 2: Innenwände der Botenmeisterei, Bauaufnahme Adam / Flechtner 2003

Abb. 3: Formsteingewände eines gotischen Fensters in der Nordwand der Botenmeisterei

der Botenmeisterei an und werden eindeutig von der heutigen Balkendecke überschnitten, woraus zweifelsfrei zu folgern ist, dass der ursprüngliche Raum hier deutlich höher war. Wahrscheinlich reichte er anfänglich, wie noch heute die Diele des Kämmereiflügels, bis unter das Geschoßgesims, das an den Straßenfassaden das Obergeschoss des Kämmereiflügels vom Unterbau trennt.

Unterhalb der Formsteinlaibung und direkt an diese anschließend zeichneten sich an den Wänden deutlich gerade Kanten im Mauerwerk ab, die als Begrenzung heute vermauerter, gegenüber der Fensterbreite einspringender Fensternischen zu deuten sind (Abb. 2, Nordwand). Diese Nischen sowie die in Höhe der untersten nachweisbaren Formsteine zu erwartenden Brüstungen der ersten Fenster liegen so hoch, dass es vom heutigen Fußbodenniveau des Raumes aus nicht möglich gewesen wäre hinauszuschauen. Zudem waren an der südlichen Trennwand zum Nachbarraum der Botenmeisterei Reste eines schräg abfallenden Kellerhalses erkennbar, der bei Annahme der heutigen Fußbodenhöhe für einen früheren Bauzustand störend in den Raum eingeschnitten hätte (Abb. 2, Südwand). Demnach ist anzunehmen, dass ein bauzeitliches Laufniveau des anfänglich weitaus höheren Raumes mit seinen großen Fensteröffnungen oberhalb des Kellerhalses und somit wenigstens 50 cm über dem heutigen Fußboden anzusetzen ist.

Rund 20 Jahre nach Einbau der Kornlagerböden im Dach des Kämmereiflügels kam es um 1501 zu einer Verstärkung der Dachkonstruktion. Die hierbei verwendeten Hölzer wurden laut dendrochronologischer Datierung sämtlich im Jahre 1500 gefällt. Die unteren beiden Kehlbalkenlagen des Daches wurden durch zusätzliche stehende Stühle unterstützt und ergänzten drei zur Ursprungskonstruktion gehörige Stuhlreihen, die zur Abfangung zuvor eingebauter Lagerböden offensichtlich nicht ausreichten.

Am Ochsenmarkt wurde an der Stelle, wo sich noch heute in vermauertem Zustand eine große, spitzbogige Türöffnung abzeichnet, um 1530 ein neues Sandsteinportal eingefügt (Abb. 4). Diese Rahmung des Eingangs war mit Stabwerksdekoration und Vorhangbögen noch deutlich der spätgotischen Formensprache verhaftet, während die seitlich neben der Tür eingefügten Sitznischen bereits ein Renaissanceelement darstellten. Aus dem Jahre 1526 und 1527 überlieferte Rechnungen zum Bau einer neuen Tür könnten mit diesem Portaleinbau in Zusammenhang stehen.

Ergänzt wurde dieser reich dekorierte Eingang 1571 durch eine steinerne Bank mit Beischlagwange, die mit dem Stadtwappen geschmückt und farbig gefaßt war. Dieses spätgotische Portal wurde 1818 entfernt und an seiner Stelle der bis heute erhaltene Eingang mit schlichtem rundbogigen Formsteinsturz geschaffen.

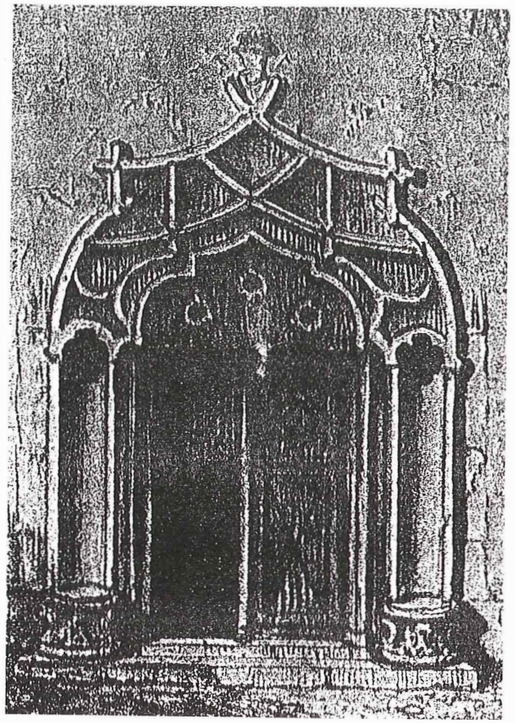


Abb. 4: Ehemaliges spätgotisches Portal im Nordgiebel des Kämmereiflügels

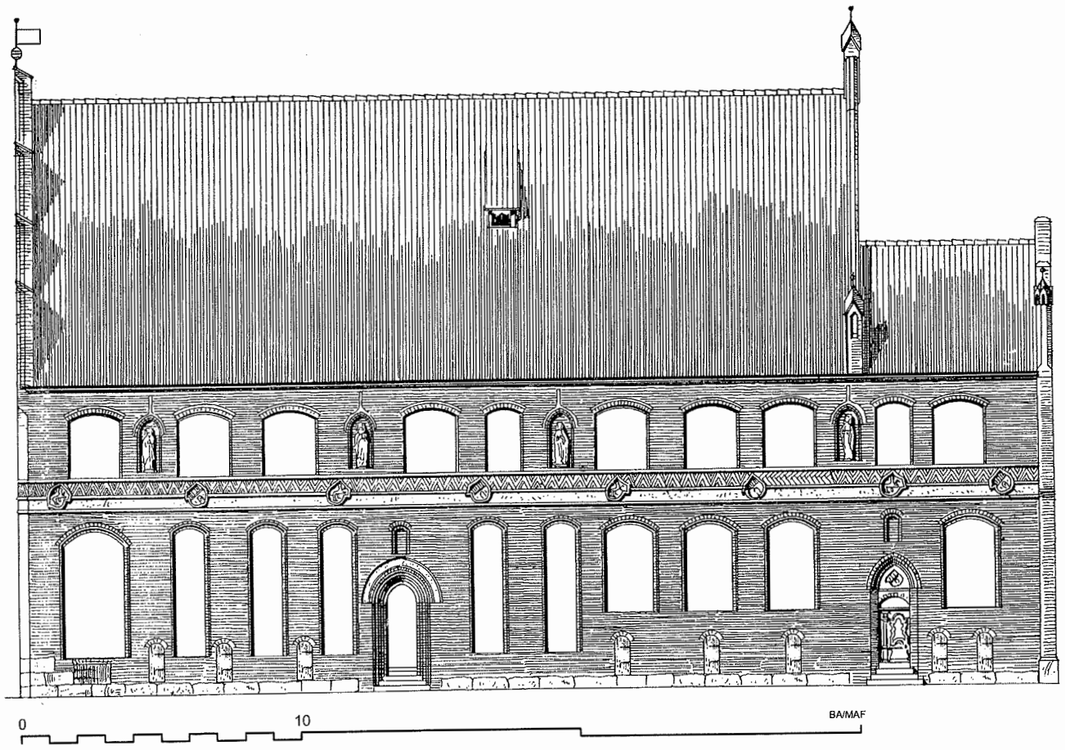


Abb. 5: Rekonstruktion der Westfassade des Kämmereiflügels im Erbauungszustand (1482)

Grundlegende Umbauten der Renaissance

Eine wichtige Umbauphase, während der die innere Struktur des Kämmereiflügels grundlegend verändert wurde, begann 1580 mit der Neueindeckung der Westseite des Daches. Im Folgejahr wurden 10.000 Mauersteine angekauft „damitt die Scriverie soell gewoelvet werdenn." In den südlich an die Botenmeisterei anschließenden Räumen sind diese überaus flach ausgebildeten Kreuzgratgewölbe bis heute erhalten. Während der Bauuntersuchung 2003 war an den Ausbruchspuren der Gewölbekappen zweifelsfrei zu erkennen, dass eine gleichartige Wölbung 1581 auch in der heutigen Botenmeisterei zur Ausführung kam, die zwischenzeitlich jedoch wieder entfernt wurde (Abb. 8). Demnach wurde der anfänglich hohe Raum 1581 durch Einziehen flacher Backsteingewölbe in zwei übereinander liegende Stockwerke geteilt. Im neu geschaffenen Zwischengeschoss wurde in den folgenden Jahren bis 1584 ein üppig ausgestatteter, von Warneken Burmester mit reichen Schnitzereien versehener Raum angelegt, der heute unter der Bezeichnung Große Kommissionsstube bekannt ist.
Wahrscheinlich war im Kämmereiflügel mit dem Einbau der Gewölbe auch eine kleinteiligere Gliederung des Erdgeschossgrundrisses verbunden. Auffällig ist die hohe Zahl der in dieser Bauphase angeschafften Steine, die den Bedarf für die Aufmauerung der Gewölbekappen in den nordwestlichen Räumen deutlich übersteigt. Zudem weichen die Formate der Backsteine in der Trennwand zwischen Botenmeisterei und dem südlich anschließenden Raum sowie den Wänden, die den Gang vom spitzbogigen Portal in der Ochsenmarktfassade zur Diele begrenzen, leicht von den Steingrößen des Ursprungsbaus ab. Es ist daher zu vermuten, dass der 1476/82 fertig gestellte Kämmereiflügel im Erdgeschoss ursprünglich nur die Diele und drei große, bis in Höhe des geschosstrennenden Frieses der Fassade hinaufreichende Räume enthielt. Die heutige Botenmeisterei bildete somit anfänglich zusammen mit den kleinen, südlich anschließenden Zimmern einen langgestreckten, hohen und reich durchfensterten Raum, der vom Marienplatz her durch ein eigenes Portal erschlossen war (Abb. 5).

In diesem Zusammenhang erklärt sich auch der Nachweis von Ziegelstempeln des 16. Jahrhunderts auf den Formsteinen im segmentbogigen Sturz der nördlichen Tür am Marienplatz. Diese stehen im Kontrast zu den eindeutig ins 15. Jahrhundert zu datierenden Stempeln, mit denen die Formsteine der spitzbogigen Einfassung dieses Portals markiert sind. Somit bestand hier im Ursprungsbau von 1476/82 eine hohe, spitzbogige Türöffnung (Abb. 5), die erst 1581 durch Einbau des segmentbogigen Sturzes den verringerten Raumhöhen angepasst wurde, die bei der Einfügung des Zwischengeschosses mit der Großen Kommissionsstube entstanden waren.

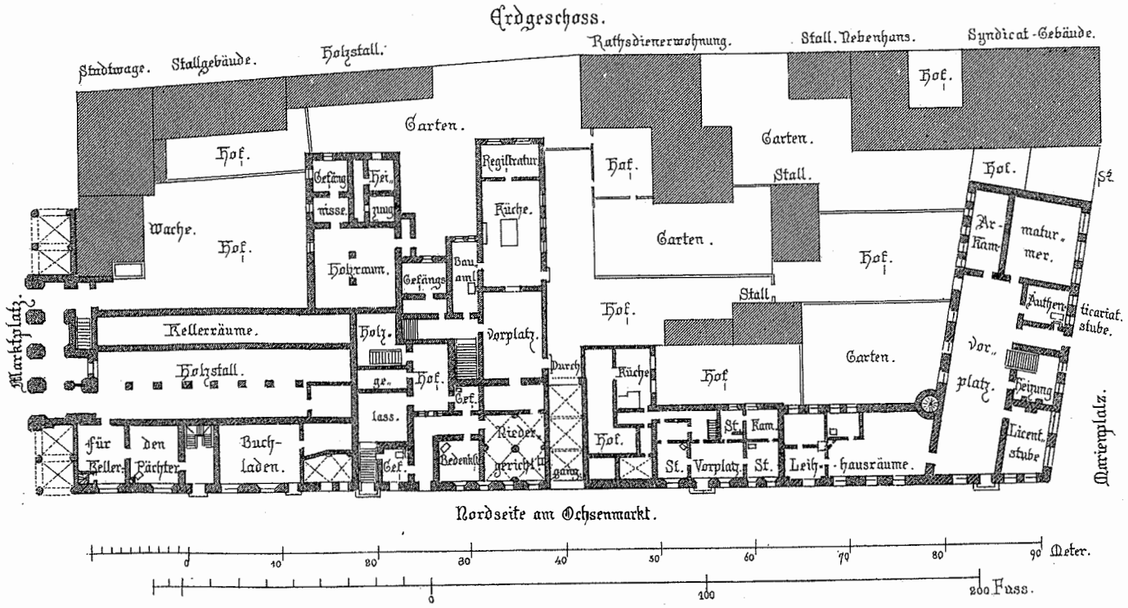


Abb. 6: Grundriss des Rathauses um 1815

Angesichts der geringen Abmessungen und bescheidenen Höhe der Räume, die 1581 im Nordwestbereich des Erdgeschosses geschaffen wurden, dürfte ihre Einwölbung keinen repräsentativen, sondern einen praktischen Zweck verfolgt haben: aus den Archivalien geht hervor, dass in dieser Zeit im Kämmereiflügel große Mengen von Akten gelagert wurden, die einerseits eine hohe Brandlast darstellten und andererseits selbst vor der Vernichtung durch Feuer zu schützen waren. Die Einwölbung und Aufteilung in kleine Raumeinheiten dürfte somit aus Feuerschutzerwägungen geschehen sein. Die Fußböden der im Erdgeschoss neu geschaffenen Gemächer wurden 1582 mit zweitausend großen Estrichsteinen belegt, die vom Ziegelhof vor dem Neuen Tor (Abtsziegelhof) stammten.

Noch im Jahre 1581 wurden 1.000 Formsteine, sogenannte halbe Monde, beschafft, um im Kämmereigebäude einen „Wiendelstein" anzulegen. Somit kann der in der Hofecke zwischen Kämmereiflügel und dem östlich anschließenden Verwaltungstrakt gelegene Wendeltreppenturm ebenfalls dieser Bauphase zugeordnet werden (Abb. 6). Die vorherige Erschließung des Obergeschosses mag mittels einer Treppe vor der inneren Längswand der Diele erfolgt sein. Mit der Abtrennung der hier westlich anschließenden Räume mussten diese von der Diele her erschlossen werden, wobei die alte Treppe im Weg gestanden haben mag. Über den Wendeltreppenturm war nun die Erreichbarkeit des Obergeschosses gewährleistet, ohne dass Fenster oder Türen an den Längswänden der Diele von der neuen Treppe verdeckt worden wären.

Im Zusammenhang mit dem Einbau der Großen Kommissionsstube wurde 1582 auch ein großer Standerker aus Sandstein am Giebel zum Ochsenmarkt hin angelegt. Die Utlucht fertigte der Steinhauer Johann van Benthem (Bentheim) aus über 12 Wagenladungen Bückeburger Sandstein. Seine Aufgabe war es, „datt utt gesettede steinerne Fienster to haouwende, to settende und ganttz fertick to makende." Daraufhin wurden die Steine des Fenstererkers mit Leinöl getränkt, mit Bleiweiß angestrichen und mit Blau, Gold und anderen Farben verziert. Das hierfür benötigte Blattgold wurde vom Apotheker angekauft. Der neu errichtete Standerker hob sich somit farblich kräftig von der vermutlich backsteinsichtigen Fassade ab. Die hier verwendeten blauen Pigmente sowie das Blattgold waren überaus wertvoll und verdeutlichten ebenso wie die Eindeckung des Erkers mit Kupfer augenfällig den Wohlstand der Stadt.

Abb. 7: Ansicht des Kämmereiflügels vom Ochsenmarkt um 1900

Diese Utlucht erweiterte nun die Räumlichkeiten der heutigen Botenmeisterei sowie der darüber neu eingerichteten Stube. Die Lage des Erkers zwischen dem großen Portal im Giebel zum Ochsenmarkt sowie der nordöstlichen Ecke des Kämmereiflügels ergibt sich zweifelsfrei aus der hier über beide Stockwerke reichenden Störung im Backsteinmauerwerk und der auf älteren Fotos erkennbaren Abarbeitung von Teilen des geschosstrennenden Frieses in diesem Bereich (Abb. 7). Auch die Formulierung im Abbruchauftrag zur Beseitigung der Utlucht aus dem Jahre 1750 bestätigt den Standort des Erkers: hier wurde der durchführende Maurermeister angewiesen, die „in der Licent Stube befindliche [...] Auslucht auf seine Kosten weg zu nehmen, auch über dieser Auslucht die große Auslucht in der Commission Stube nebst einen Pfeiler weg zu nehmen."

Der Mauerdurchgang von der Kommissionsstube in den Standerker dürfte also durch einen mittigen Pfeiler geteilt gewesen sein, so dass die Gefahr von Setzungsschäden angesichts des hoch über dem Durchbruch aufragenden Giebels verringert wurde. Noch heute sind an der Außenfassade oberhalb des geschosstrennenden Frieses zwei nebeneinander liegende, gleichartige Störungen des Mauerverbandes in der Form vermauerter Spitzbögen erkennbar (Abb. 7). Es dürften dies die oberen Bereiche zweier Überfangbögen sein, welche die Durchgänge von der Kommissionsstube zum Erker überdeckten und die mit ihren benachbarten Fußpunkten auf dem 1750 abgebrochenen mittleren Pfeiler gelastet haben.

Weitere kleine Fenstererker, die 1582 ebenfalls mit Kupfer beschlagen wurden, gab es an der Sekretarienstube des Kämmereiflügels. Es dürfte sich hierbei um den noch 1843 Schreiberei genannten, heute unter der Bezeichnung Kleine Kommissionsstube bekannten Raum im Zwischengeschoss gegenüber der Großen Kommissionsstube gehandelt haben. Trotz umfangreicher Störungen im Mauerwerk zeichnen sich hier in der Fassade am Marienplatz noch deutlich die Spuren giebelförmiger Verdachungen über den Fenstern ab (Abb. 1). Das Sekretariengemach sowie der obere, neu eingerichtete Saal, womit die Große Kommissionsstube gemeint sein dürfte, erhielten im Jahre 1582 Fußböden aus glasierten Fliesen, wofür 1830 Estrichsteine vom Töpfer Hinrich Schröder angekauft wurden.

Im Jahre 1584 fand der grundlegende Umbau des Kämmereiflügels mit Malerarbeiten seinen Abschluss. Die Fensterpfosten „up dem nien Gemake up der Scriverie" wurden mit Öl getränkt und mit Bleiweiß angestrichen. Bei diesem „neuen Gemach" dürfte es sich um die heutige Botenmeisterei handeln, da in den Kämmereirechnungen selbigen Jahres auch eine neu gebaute Dörnse, also ein heizbarer Raum im

Schreiberei genannten Kämmereiflügel unterschieden wird. Diese Bezeichnung trifft eher auf die neu eingerichtete und mit einem großen Ofen heizbare Große Kommissionsstube zu. Auch wenn die Verortung des Befundes nicht gänzlich abzusichern ist, kann somit doch in dieser Bauphase eine weiße Fassung für alle Fenster des Kämmereigebäudes angenommen werden.

Ein Gemach des Kämmereiflügels, in dem die Rentbücher verwahrt wurden, sowie der daran gelegene Gang, durch den man in das Kämmereigebäude gelangen konnte, wurden 1584 ebenfalls angestrichen und mit Ausmalungen versehen. Bei den hier genannten Räumen müsste es sich zum einen um den neu geschaffenen Gang vom nördlichen Portal am Marienplatz zur Diele des Kämmereiflügels, zum anderen um das südlich anschließende Zimmer gehandelt haben, in dem noch 1877 das Stadtpfandbuch geführt wurde.

Vereinfachende Umbauten und Reparaturen im 18. Jahrhundert

Die früheste überlieferte Funktionszuweisung, die eindeutig der heutigen Botenmeisterei zuzuordnen ist, stammt aus dem Jahre 1750 und nennt den Raum als Licentstube. Die Bezeichnung Licent verbreitete sich im 17. Jahrhundert von Holland kommend für verschiedene Formen von Verbrauchssteuern. In der Botenmeisterei war also zeitweilig ein Teilbereich der städtischen Steuerbehörden untergebracht. Aus der Bezeichnung als Stube ist zu schließen, dass dieser Raum geheizt werden konnte. Ein Bestandsplan der Zeit um 1815 zeigt den Standort eines vom Nachbarraum aus zu befeuernden Ofens in der Mitte der Südwand der Botenmeisterei (Abb. 6). Hier zeichnete sich bei der Bauuntersuchung eine großflächige Störung des Mauerwerks ab, die den ersten Ofenstandort kennzeichnet (Abb. 2, Südwand). Da in der Licentstube mit einer umfangreichen Aktenführung zu rechnen ist, war zur Verringerung der Brandgefahr eine Befeuerung des Ofens vom Nachbarraum her überaus sinnvoll. Eine heute vermauerte, mit einem Segmentbogen überdeckte Öffnung im östlichen unteren Wandbereich ist als Feuerungsöffnung für einen nach 1815 mehr in Richtung der Raumecke versetzten Ofen zu deuten (Abb. 2, Südwand).

An den in der Botenmeisterei freigelegten Abbruchspuren der Gewölbekappen war zu erkennen, dass die hier im Jahre 1581 eingebauten Gewölbe ebenso flach ausgebildet waren, wie die in den benachbarten Erdgeschossräumen erhaltenen (Abb. 2). Derartige Gewölbe sind jedoch wenig tragfähig, da durch die Lastabtragung ein sehr stark horizontal gerichteter Schub erzeugt wird. Auch die mit der Einwölbung durchgeführte Aufmauerung von verstärkenden Backsteinpfeilern vor der Ostwand konnte der

Abb. 8: Wandpfeiler mit Gewölbeausbruchspuren vor der Ostwand der Botenmeisterei

Konstruktion keine Dauerhaftigkeit verleihen (Abb. 8). Im Jahre 1750 wurde die Wölbung der damaligen Licentstube als einsturzgefährdet beschrieben. Auch die baugleichen Gewölbe der Nachbarräume konnten im 19. Jahrhundert nur durch Untermauerung mit Stützpfeilern erhalten werden.

Der Abbruch der alten Gewölbe der Botenmeisterei wurde dem Maurer- und Steinhauermeister Leffler 1750 vom Stadtbaumeister Haeseler aufgetragen. Ersterer zog auch die bis heute erhaltene Tannenbalkendecke ein, belegte sie oberseitig mit Dielen, versah die Balkenzwischenräume mit Stakung und Lehmschlag und weißte die Deckenuntersicht mit Kalk. Leffler brach auch die zum Ochsenmarkt hin gelegene, bis in die Große Kommissionsstube hinaufreichende Utlucht von 1582 ab, schloss hier die Außenwand, setzte neue Eichenholzfenster ein und verputzte die neu aufgemauerten oder beschädigten Wandbereiche mit Kalkmörtel. Die Licentstube erhielt in dieser Bauphase ebenfalls einen neuen Holzfußboden.
Erst mit der Entfernung der Gewölbekappen wurde es möglich, das nördliche der zum Marienplatz hin gerichteten Fenster in seiner heutigen Breite einzufügen. Die erhaltenen Ansätze der Gewölbe belegen, dass hier zuvor wenigstens seit Einbau der Gewölbe im Jahre 1581 ein breiterer Mauerpfeiler bestanden haben muss. Da im Keller unter der Botenmeisterei in diesem Wandbereich ein Kamin platziert ist, kann angenommen werden, dass der Rauchzug dieser Feuerstelle ursprünglich in dem 1750 abgebrochenen Wandbereich nach oben geführt wurde.

Die Wiedereinrichtung der Licentstube erfolgte 1751 mit der Anfertigung eines großen Einbauschrankes sowie der Instandsetzung der übrigen

Schränke. Außerdem vervollständigten sechs mit rotem Leder bezogene Stühle die Ausstattung. Im folgenden Jahrhundert sind an diesem Raum nur kleine Instandsetzungen nachweisbar: zwei hölzerne Vorsetzläden zum Verschluss der Fenster wurden im Jahre 1772 angefertigt und der Ofen der Licentstube erhielt 1845 eiserne Kamintüren.

Funktionsänderungen und Umgestaltungen im 19. und 20. Jahrhundert

Den nächsten Anlass zu baulichen Veränderungen bildete die Umnutzung des Raumes zur Bürgerwache im Jahre 1855. Archivalisch belegt ist, dass die Wandoberflächen hierbei neu verputzt wurden. Wahrscheinlich wurde das Wachlokal bei diesem Umbau auch mit zwei zur Diele gerichteten Fenstern versehen, die zwar inzwischen wieder vermauert sind, deren ehemalige Lage sich aber noch deutlich im Mauerverband abzeichnet (Abb. 2, Ostwand). Auf dem ältesten überlieferten Grundriss des Rathauses aus dem Jahre 1815 sind die Fenster zwischen Licentstube und Diele noch nicht eingezeichnet und die Tür liegt weiter im Süden (Abb. 6). Hier ist der alte Türstandort auch heute noch in Form einer Wandnische deutlich zu erkennen (Abb. 2, Ostwand). Die Anlage der heutigen mit einem weiten Korbbogen überspannten Türöffnung dürfte ebenfalls mit der Schaffung der Bürgerwache in Zusammenhang stehen.

An den Außenfenstern erfolgte die Tiefersetzung der Brüstungen in die heutige Höhe erst nach 1906. In dieser letzten großen Umbauphase wurde auch das Tonnengewölbe des Kellers unterhalb der Botenmeisterei gekappt und sein oberer Bereich durch eine Eisenbetondecke ersetzt, die eine Tieferlegung des Fußbodens im darüber gelegenen Raum gestattete. Wahrscheinlich gehört auch die in reinem Läuferverband vor den Nordbereich der Wand zwischen Botenmeisterei und Diele geblendete Wandscheibe in diese Ausbauphase (Abb. 2, Ostwand). Hier wurde 2003 ein Durchbruch für die Anlage einer neuen Portiersloge geschaffen. Die Wände der Botenmeisterei erhielten in diesem Zusammenhang einen neuen Verputz, wobei die mittelalterlichen Profilsteine der ersten Durchfensterung ausgespart wurden und dieser wichtige bauarchäologische Befund somit auch weiterhin erkennbar ist.

Resumée

Die Untersuchung der Botenmeisterei hat gezeigt, dass sich die Baugeschichte des Kämmereiflügels bedeutend vielschichtiger darstellt, als dies bisher angenommen wurde. Alle hier durch Befund am Bau nachgewiesenen Veränderungen konnten über die ausgewerteten Archivalien jahrgenau datiert werden und oft waren sogar die beteiligten Künstler und Handwerker nachweisbar. Zudem ist es gelungen, ein klareres Bild von

der ursprünglichen Erscheinung dieses Rathausflügels zu gewinnen. Hier zeigt sich das Lüneburger Rathaus mit seiner komplexen Baugeschichte als herausragendes Kulturdenkmal, an dem in der Verschränkung von Bauarchäologie und Archivalienauswertung ein ungewöhnlich anschauliches Bild der vergangenen Bauzustände und Nutzungen gewonnen werden kann.

Literatur:

CARL WOLFF (HRSG.), Franz Krüger, Wilhelm Reinecke (Bearb.): Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover III, Regierungsbezirk Lüneburg, Bd. 2 u. 3, Stadt Lüneburg, Hannover 1906.

HEKTOR WILHELM MITHOFF, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen, Bd. 4, Fürstenthum Lüneburg, Hannover 1877.

HANSJÖRG RÜMELIN, Die Ziegelstempelfunde am Mauerwerk des Lüneburger Rathauses. In: Christian Lamschus u.a. (Hrsg.): „Alles was Recht ist": 750 Jahre Stadtrecht in Lüneburg, Ausstellungskatalog Lüneburg 1997, 67-77.

HANS SCHRÖDER, Zwei alte Portale aus Bardewik und Lüneburg. In: Lüneburger Museumsblätter, Heft 12, Lüneburg 1928, 401-404.

Gedruckte und ungedruckte Quellen:

RÜDIGER LILGE, Das Lüneburger Rathaus. Bau- und Restaurierungsgeschichte der Räume und Ausstattungsgegenstände von 1668 bis 1998, Maschinenschrift Bremen 1999.

JOACHIM GOMOLKA, Dendrochronologische Untersuchung. Objekt: Lüneburg, Rathaus, Dachwerke. Maschinenschrift, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsbereich Bauforschung, Hannover 2000.

StALbg: AA B1 Nr. 4 Vol. II
StALbg: AB 56/5 (Kämmereiregister 1580-1584)

Die Große Kommissionsstube im Lüneburger Rathaus

Gerrit Schlörer

In der nordwestlichen Ecke des gotischen Langgebäudes, das den Rathauskomplex nach Westen hin abschließt (errichtet 1476-1482), befindet sich ein repräsentativ mit norddeutscher Renaissance-Ornamentik ausgestattetes Sitzungszimmer, die sogenannte Große Kommissionsstube. Sie liegt genau über der heutigen Botenmeisterei.

Die Große Kommissionsstube besitzt einen leicht trapezförmigem Grundriss (ca. 8 x 5 m) und ist 3,5 m hoch. Der Eingang, eine relativ kleine, einflügelige Doppeltür, liegt in der Mitte der südlichen Schmalseite. Die innere der beiden Türen ist zur Raumseite hin Bestandteil eines prachtvoll dekorierten Portals (Abb. 1). Die obere Türfüllung zeigt das Abbild einer architektonischen Gliederung mit zierlichen Karyatidpilastern unter einem Doppelgiebel, ausgeschmückt mit feingliedrigen ornamentalen Intarsien (Abb. 2). Seitlich der Tür stehen zwei kannelierte Säulen mit korinthischen Kapitellen, die ein verkröpftes Gebälk mit reich dekoriertem Fries tragen. Darauf ruht ein schwerer Portalaufsatz mit rechteckigem Mittelfeld, schlichtem Gebälk und dreieckigem Giebel. In der Südostecke links neben dem Portal befindet sich ein offener Kamin mit steinernem Aufsatz.

Abb. 1: Portal an der Südseite der Großen Kommissionsstube im Rathaus Lüneburg

Abb. 2: Tektonische Gliederung mit geschnitzten Karyatidpilastern und ornamentalen Intarsien aus verschiedenen, teilweise gefärbten Holzarten am oberen Füllfeld der Türe in der Großen Kommissionsstube

Vor die Längsseiten des Raumes sind fest integrierte Sitzbänke gestellt, die von Konsolen getragen werden. West- und Nordwand besitzen jeweils zwei gemauerte Stichbogenfensternischen mit rechteckigen, bleiverglasten Kreuzflügelfenstern.
Die Wandvertäfelung ist horizontal in drei Zonen unterteilt (Abb. 3), vertäfelt sind jedoch nur die Ost-, West- und Nordseite. Die untere Zone ist relativ einfach als getreppter Sockel ausgestaltet, während die mittlere Zone der Vertäfelung vertikal durch gleichmäßig positionierte Lisenen mit insgesamt 14 abwechselnd männlichen und weiblichen Karyatidhermen untergliedert ist. Sie verkörpern die verschiedenen Lebensabschnitte eines Menschenpaares, von der Jugend bis ins hohe Alter. Die Felder zwischen den Figuren sind als Blendarkaden mit Aufsätzen ausgestaltet, ornamentale Intarsien lockern die Flächen auf. Darüber folgt ein breites, über den Karyatidhermen verkröpftes Gebälk, in dessen reich verziertem Fries mittig oberhalb der Arkaden jeweils ein frei ausgearbeiteter, männlicher oder weiblicher Medaillonkopf plaziert ist, ausstaffiert mit Hut-, Kleider- und Frisurmoden der Renaissance.

Die obere Zone der Vertäfelung nimmt die vertikale Untergliederung der mittleren Zone in Form kannelierter Pilaster mit ionischen Kapitellen wieder auf. Die Flächen dazwischen sind in Felder unterteilt, die abwechselnd mit flächiger Intarsien- oder aufgesetzter Beschlagwerksornamentik verziert sind. Ein breites Gesimsprofil mit Zahnschnittmotiv bildet den oberen, durchgehenden Abschluss der Wandvertäfelung. Die mit Kassetten vertäfelte Holzbalkendecke besteht aus sieben Balken, die in Ost-West-Richtung verlaufen, also die Schmalseite des Raums übergreifen. Die Gliederung der Decke nimmt keinen direkten Bezug zur Rhythmik der Wandvertäfelung auf, sondern folgt den vorgegebenen Balkenabständen.
Portal, Türen, Vertäfelung und Bänke sind hauptsächlich aus Eichenholz gearbeitet und mit teils geschnitzten, ausgesägten, farbig intarsierten oder gedrechselten Ornamenten dekoriert. Angefertigt wurden sie in den Jahren 1583/84 vom damaligen Ratsschnitzer Warneken Burmester. Den zeitgenössischen Kämmereirechnungen zufolge war dieser ein vielbeschäftigter und gut bezahlter Mann, der die unterschiedlichsten Tischler- und Bildhauerarbeiten für den Rat ausführte. Burmester war jedoch nicht nur innerhalb des Rathauses aktiv, sondern schuf beispielsweise auch die Vertäfelung des Chorgestühls in der Lüneburger St. Johanniskirche.

Obwohl sein Schaffen nicht ganz an die Kunstfertigkeit und Perfektion etwa der Schnitzereien des Albert von Soest in der Großen Ratsstube heranreicht, sind seine Arbeiten doch bemerkenswert gut konzipiert und hochwertig ausgeführt, was insbesondere auf die geschnitzten und intarsierten Bereiche der Ornamentik zutrifft, die teilweise deutlichen Bezug zu niederländischen Vorlagewerken zeigen. Unter den bekannten Werken Burmesters kann die Ausstattung der Großen Kommissionsstube als das aufwändigste und vielleicht sogar als das gelungenste betrachtet werden. Umso mehr erstaunt es, dass diese Räumlichkeit bislang eher wenig Beachtung fand. Ihre Vernachlässigung mag jedoch darin begründet sein, dass die Schönheit der Renaissanceausstattung derzeit noch durch diverse praktische Zusatzeinrichtungen des 20. Jahrhunderts wie Teppichboden, Heizkörper und dominante Möblierung stark beeinträchtigt wird. Bis heute wird der Raum regelmäßig als Sitzungssaal genutzt und ist daher der Öffentlichkeit nicht regulär zugänglich.
Eine Studienarbeit an der Fachhochschule Hildesheim (Fachbereich Restaurierung, in Kooperation mit der Denkmalpflege der Stadt Lüneburg und dem Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege) befasste sich nun erstmals ausgiebig mit der Raumausstattung und – um eine Basis für weitere Untersuchungen zu schaffen – insbesondere mit der Geschichte der Großen Kommissionsstube. Vor allem im Stadtarchiv

Abb. 3: Wandvertäfelung der Ostseite der Großen Kommissionsstube

Abb. 4, 5: Wandvertäfelung der Nord- und Westseite der Großen Kommissionsstube

Lüneburg konnten unzählige Schrift- und Bildquellen bis zurück zur Entstehungszeit im ausgehenden 16. Jahrhundert ausgewertet werden, die – verifiziert durch den Abgleich mit dem heutigen Bestand und Zustand des Objekts – der Räumlichkeit eine bewegte Vergangenheit bescheinigen.

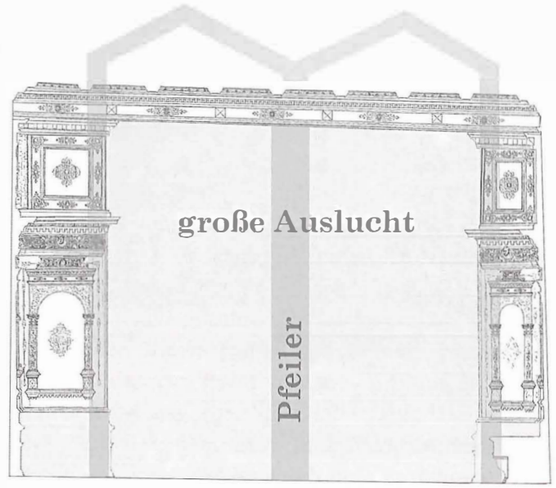
Schon im Vorfeld der Ausstattung der Großen Kommissionsstube (1583/84) wurde die Fenstersituation dieses in einem gotischen Gebäude gelegenen Raumes nach den Vorstellungen der Renaissance modernisiert, wozu rechteckige Fenster und Utluchten mit Dreiecksgiebeln eingebaut wurden. Ob Warneken Burmester bereits an der Planung dieser Umbauten beteiligt war, oder ob er die Raumausstattung danach auf die neue bauliche Situation zuschneiden musste, ist ungeklärt. Sicher ist jedoch, dass der heutige Zustand der Raumausstattung, besonders was die Positionierung der Wandvertäfelung an West- und Nordseite angeht, zu großen Teilen nicht mehr mit der anfänglich konzipierten Anlage übereinstimmt. Hier manifestieren sich vielmehr zwei schwerwiegende Überarbeitungen, die die Große Kommisssionsstube in den Jahren 1750 und 1937 erfahren hat.

Im Barock erfolgte 1750 nämlich eine „Hauptreparation" u.a. der Großen Kommissionsstube, wobei deren bauliche Situation stark verändert wurde. Zumindest die Wandvertäfelung wurde für die Dauer der Arbeiten ausgebaut. Der vormalige Gewölbeboden wurde abgerissen und durch einen Balkenboden ersetzt, außerdem wurde eine große Utlucht samt Stützpfeiler entfernt und durch zwei separate Fenster ersetzt. Vermutlich ebenfalls zu dieser Zeit wurde der Umfang des Kamins reduziert, eine zweite, kleinere Utlucht zu einem Fenster reduziert und das südliche

Westfenster etwas nach Norden versetzt - keines der vier heutigen Fenster entspricht dem ursprünglichen Erscheinungsbild. Die Vertäfelung der West- und Nordwand musste zum Wiedereinbau wegen der veränderten Fenstersituation überarbeitet und neu positioniert werden (vgl. Abb. 4 und 6 bzw. 5 und 7), wobei es zu größeren Verlusten an Originalsubstanz gekommen sein muss. Einige Vertäfelungsteile wurden neu angefertigt. Die ursprünglich wohl komplett verkleidete Westwand blieb seit dieser Zeit am südlichen Ende unvertäfelt, ebenso wie die Südwand; seit spätestens 1801 zierten dann dekorative Fassungen diese nackten Wandflächen.

Der heutige Kamin mit historischem steinernem Aufsatz wurde in Zweitverwendung erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts eingebaut, anstelle eines Kachelofens, der jedoch selbst bereits nicht mehr zum originalen Bestand gehörte.

1937 fand dann die sogenannte „Wiederherstellung der Großen Kommissionsstube" statt. Lücken in der Vertäfelung wurden durch Rekonstruktionen geschlossen, ohne die Positionen der vorhandenen Vertäfelungssegmente zu ändern – neu sind die sockelartige Vertäfelung der gesamten unteren Zone, die Vertäfelung über den Fenstern und an den Westseiten auch die darunter befindlichen Holzelemente. Der im Vorfeld recht unvollständige Bestand an Schnitzereien, Intarsien und aufgelegten Ornamenten wurde mit Ergänzungen komplettiert; schlecht erhaltene Holzteile wurden großzügig erneuert.



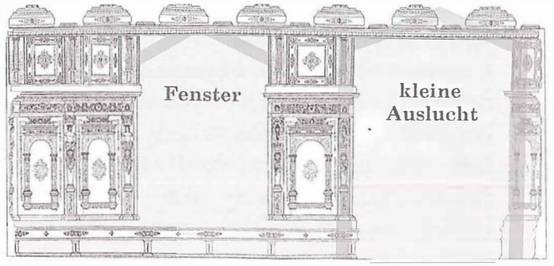


Abb. 6,7: Rekonstruktionsversuche zur Nord- und Westseite der Großen Kommissionsstube (nach dem derzeitigen Wissenstand die wahrscheinlichste Form der ursprünglichen Anlage)

Im Zuge der Arbeiten ging man mit den gealterten Oberflächen ziemlich unvorsichtig um, wodurch ältere Überzüge verloren gingen und an vielen Stellen auch das Holz durch Abschleifen beschädigt wurde. Die unvertäfelten Bereiche der Wände erhielten nun einen einheitlich hellen Anstrich.

Im zweiten Weltkrieg wurde die Holzausstattung 1943 an einen geheimen Ort ausgelagert und später wieder im Rathaus eingebaut. Offenbar überstand die Ausstattung diese Tortur jedoch, ohne weitere nennenswerte Schäden davonzutragen. In der Nachkriegszeit erfolgten mindestens zwei Restaurierungen, bei denen relativ zurückhaltend vorgegangen wurde. Notwendig wurden die Arbeiten wohl durch das – bis heute – während der Heizperiode infolge fehlender Luftfeuchteregulierung kritische Raumklima. Weniger rücksichtsvoll erfolgte die Neuinstallation von Heizungs- und Elektrotechnik. Insgesamt spiegelt die Holzausstattung derzeit aber immer noch weitgehend den Nachzustand der 1937 erfolgten Überarbeitung wider.

Bemerkenswert ist, dass der Raum von seiner Entstehungszeit bis heute wohl ohne größere Pausen dienstlich vom Lüneburger Rathaus genutzt wurde, noch im 19. Jahrhundert unter anderem für Ratssitzungen während einer vierwöchigen Trauerzeit. Johann Wilhelm Albers berichtet 1843: „Dieses Zimmer, welches zur Abhaltung von gerichtlichen und administrativen Commissionen, imgleichen als Vormundschaftsamtsstube gebraucht wird, dienet auch in den Fällen zu Plenarsitzungen des Raths, wenn ein Consulat durch Absterben erledigt ist, und der Trauer wegen, der große Rathssaal vier Wochen hindurch geschlossen wird." Die Bezeichnung „Große Kommissionsstube" konnte in Archivalien bis 1735 rückverfolgt werden. Vorher wurde der Raum möglicherweise das „Sommergemach" genannt – es ist anzunehmen, dass der Raum ursprünglich vorwiegend in den warmen Jahreszeiten genutzt wurde, denn aufgrund der Nord-West-Ausrichtung und der bis 1750 vorhandenen Utlucht(en) mit großen Fensterflächen war er im Winter wohl nur schwierig beheizbar. Die beschriebene, auf Archivalien fundierte Untersuchung brachte bereits viel Interessantes aus der Vergangenheit der Großen Kommissionsstube ans Licht, lässt jedoch noch etliche Fragen bezüglich der Herstellungstechniken und des ursprünglichen Erscheinungsbildes der Raumausstattung offen, die erst durch verschiedene – noch ausstehende – restauratorische Untersuchungen an Gebäude und Objekt genauer zu klären sein werden.

Literatur:

GERRIT SCHLÖRER, Vertäfelung, Portal und wandfestes Mobiliar der Großen Kommissionsstube im Lüneburger Rathaus – Objektgeschichte, Facharbeit Fachhochschule Hildesheim / Holzminden / Göttingen, Fachbereich Restaurierung, Hildesheim 2002.

JOHANN WILHELM ALBERS, Beschreibung der Merkwürdigkeiten des Rathauses zu Lüneburg, Lüneburg 1843.

Die Deckenmalereien der Gerichtslaube im Wandel der Zeit

Neue Erkenntnisse zur Entstehungs- und Restaurierungsgeschichte im Rathaus Lüneburg

Kirsten Schröder, Markus Tillwick

Die umfangreichen restauratorischen Bemühungen des 19. Jahrhunderts zur Erhaltung und Wiederherstellung der Tonnendecke prägen das heutige Erscheinungsbild der Malereien in der Gerichtslaube. Basierend auf einer Jahreszahl, die sich auf den Wandschränken der Westwand befindet, wurden die Deckenmalereien bisher auf das Jahr 1529 datiert. Neueste Forschungen lassen diese Datierung und die Zuschreibung zu dem Maler Marten Jaster anzweifeln – die Darstellungen entstanden mit Sicherheit nach 1529, vermutlich sogar nach 1565. Darauf lassen Archivrecherchen, Untersuchungen und bauhistorische Erkenntnisse unter Zuhilfenahme dendrochronologischer Daten schließen. Die Erkenntnisse bezüglich der Dach- und Deckenkonstruktion basieren neben eigenen Beobachtungen auf dendrochronologischen Untersuchungen von Dipl.-Ing. Joachim Gomolka.

Die Malereien der Gerichtslaube zeigen ein in Norddeutschland sehr seltenes Beispiel einer profanen Raumgestaltung des 16. Jahrhunderts. Neben allegorischen Darstellungen von Saturn und Luna bzw. Mars und Venus folgen acht Hauptbilder in Ädikulenrahmung, die besonders tugendhaftes Verhalten im Zuge römischer Politik darstellen. Vorbild lieferten die Illustrationen einer deutschen Ausgabe des Geschichtswerkes des Titus Livius, die sogenannten Römischen Historien. Die römische Geschichte wurde, entsprechend dem Bedürfnis des 16. Jahrhunderts, in einen zeitgenössischen Charakter gebracht und diente somit den Regenten in Form einer schmückenden und repräsentativen Innenraumgestaltung als Ermahnung und Erinnerung an tugendhaftes und gerechtes Handeln. Die verblasste

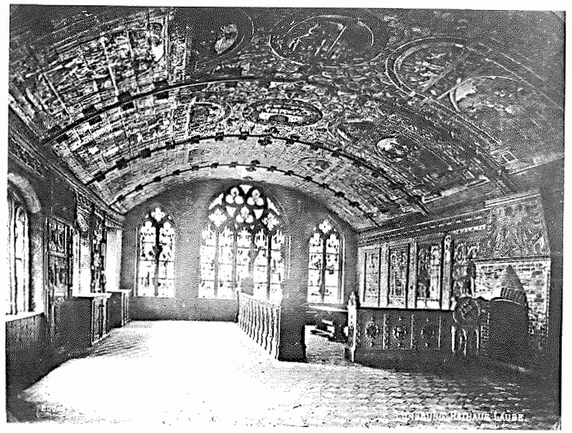


Abb. 1: Blick in die Gerichtslaube nach der großen Restaurierung von 1878-82 (Aufnahme 1898)

und vermutlich stark beschädigte ursprüngliche Malerei wurde bei Restaurierungsarbeiten im 19. Jahrhundert großflächig übermalt und ergänzt (Abb. 1).

Für die Entstehung des Dachwerkes bzw. der Tonnendecke sowie der Malereien und deren Übermalung im 19. Jahrhundert gibt es nach dem Bau der Gerichtslaube 1330/31 folgende Eckdaten:
Das älteste noch in Resten erhaltene Dachwerk ist nach den Untersuchungen von Joachim Gomolka auf das Jahr 1430 datiert. Es war wesentlich steiler und höher als das heutige und hatte ein Hängesäulensystem. Als Raumabschluss ist eine trapezförmige Decke zu vermuten. Das Hängesäulensystem wurde vor dem Bau der Tonne aufgehoben (Abb. 2). Lediglich zwei der dazugehörigen fünf Spannbalken verblieben im Raum. Ein noch heute im Dachwerk befindlicher Überzug (datiert auf das Jahr 1565) kann mit dem Bau der Holztonnendecke in Zusammenhang gebracht werden, weil die zusätzliche Last der Bohlenbinder statisch abgefangen werden musste.

Weiterhin können Indizien genannt werden, die eine gleichzeitige Entstehung der Malereien an der Westwand und an der Decke im Jahr 1529 sowie deren Zuschreibung zu Marten Jaster in Frage stellen. Es zeigen sich auffällige ikonografische und gestalterische Unterschiede. Darüber hinaus lassen sich innerhalb der Sekundärliteratur methodische Fehler hinsichtlich der Datierung festhalten. Zudem fehlen in den Kämmereirechnungen der Jahre 1528 - 1534 Eintragungen hinsichtlich dieses Großprojektes. Letztlich ist anzunehmen, dass die bis zum Jahr 1532 andauernden reformatorischen Auseinandersetzungen zwischen dem Lüneburger Bürgertum und dem Rat der Stadt eine Ausmalung des Saales verhindert haben.
Die Fassung des 16. Jahrhunderts besitzt einen für das ausgehende Mittelalter typischen Malschichtaufbau. Auf einer für Lüneburger Deckenbilder nicht ungewöhnlichen Gipsgrundierung folgt eine in Kasein- oder Eitempera gebundene Farbschicht, die vor allem aus Erd- und natürlichen Mineralpigmenten besteht. Die ungefirnissten ursprünglichen Malereien sind heute nur noch in Resten vorhanden und weisen bis zur Übermalung im 19. Jahrhundert keine weiteren Be- oder Überarbeitungsspuren auf.

Ohne eine Veränderung der Tonnendecke vorzunehmen, wurde 1778 das Dachwerk komplett umgebaut, wobei es seine heutige flachere Gestalt erhielt. Der Umbau war notwendig, da die Tonne inklusive Überzug durch ihre eigene Last absank und erhöhten Druck auf die Mauerkronen ausübte. Um den Scheitelpunkt zu begradigen und die Statik zu sichern, wurden neue Kehlbalken im Dachwerk eingesetzt, ohne die Decke wieder anzuheben und den Überzug zu

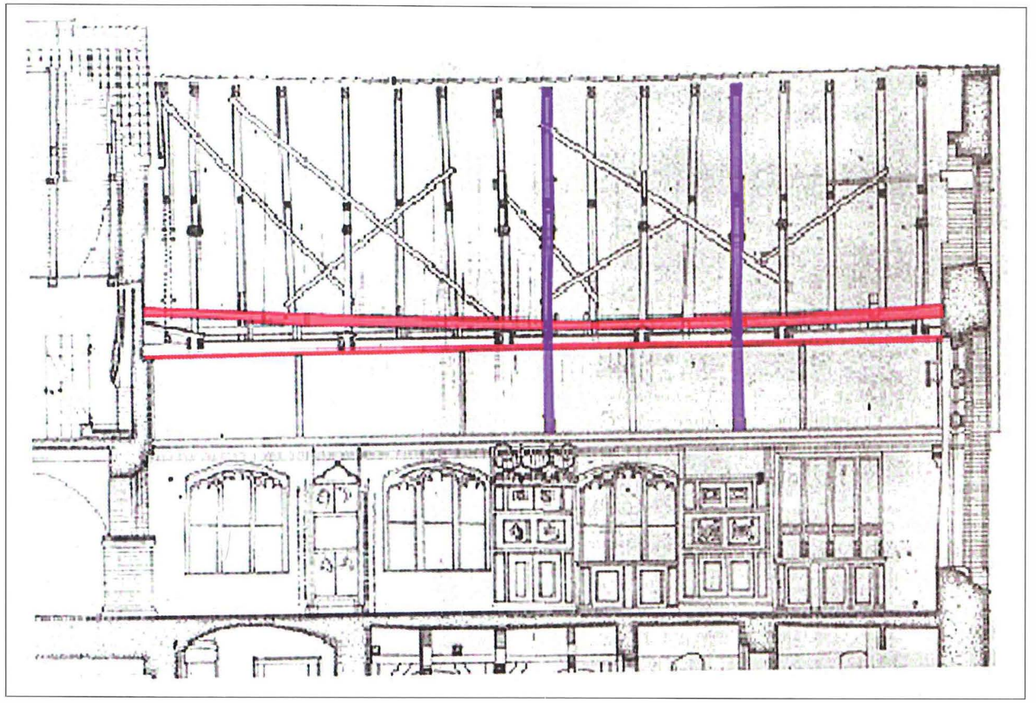


Abb. 2: Querschnitt der Gerichtslaube. Der Längsüberzug und die Decke entstanden vermutlich 1565 (rot markiert). Quadratische Ausflickungen im Scheitelpunkt weisen auf zwei Säulen und Zuganker des Hängesäulensystems von 1430 hin, die nach dem Bau der Tonne bis 1876 erhalten blieben (blau markiert).
Durch die fehlenden Spannbalken lastete ein erhöhter Druck im nördlichen Bereich auf den Mauerkronen, so dass selbst die äußeren Strebepfeiler ein Ausweichen der Mauer nicht verhindern konnten. Heute zeigen sich Risse im Fußboden und innerhalb der nördlichen Arkaden.

Abb. 3: Szene im vierten Joch der Ostwand. Die Malerei des 16. Jahrhunderts wird heute durch die übermalende Restaurierung des 19. Jahrhunderts verdeckt. Auch wenn eine abweichende Malweise vorliegt und andere Materialien verwendet wurden, entspricht die starke Farbigkeit durchaus der ursprünglichen Pracht.

begradigen. Das Südfenster und das Weltgerichtsbild sind daher noch heute sichtbar beschnitten.
Um 1876 entfernte man die letzten beiden Spannbalken und den in den Raum ragenden Teil der Hängesäulen endgültig. Seitdem befindet sich ein steifes Bindegespärre aus Kreuzstreben im Dachwerk, um den Horizontalschub abzufangen. Zeitgleich befestigte man die keilgespundeten Bohlen pro Joch an vier statt ursprünglich fünf Bohlenbindern neu und nagelte eine zweite Schale auf, so dass heute eine zweischalige Tonne vorliegt.

Die fragilen Bildnisse sind in zwei Phasen 1878 - 1880 vom Restaurator H. Fischbach aus Unna und 1882 vom Maler Hermann Kellner aus München vollständig übermalt worden (Abb. 3 und 4). Fischbach löste durch die stark farbigen und plakativen Übermalungen seinerzeit einen Streit in der Kunstszene aus, worauf ihm der Auftrag entzogen wurde. Kellner galt als Kenner der Renaissancemalerei, restaurierte lasierend die Schrankbilder der Westwand im so genannten Galerieton und vollendete die Überarbeitung der Decke. Die Öl-Gummi-Tempera gebundene Übermalung weist für das 19. Jahrhundert typische industriell gefertigte Pigmente auf (Abb. 5). Sie wurde der ursprünglichen Farbigkeit weitgehend angepasst, in vergleichsweise dicken Schichten ausgeführt und blieb ebenfalls ungefirnisst.

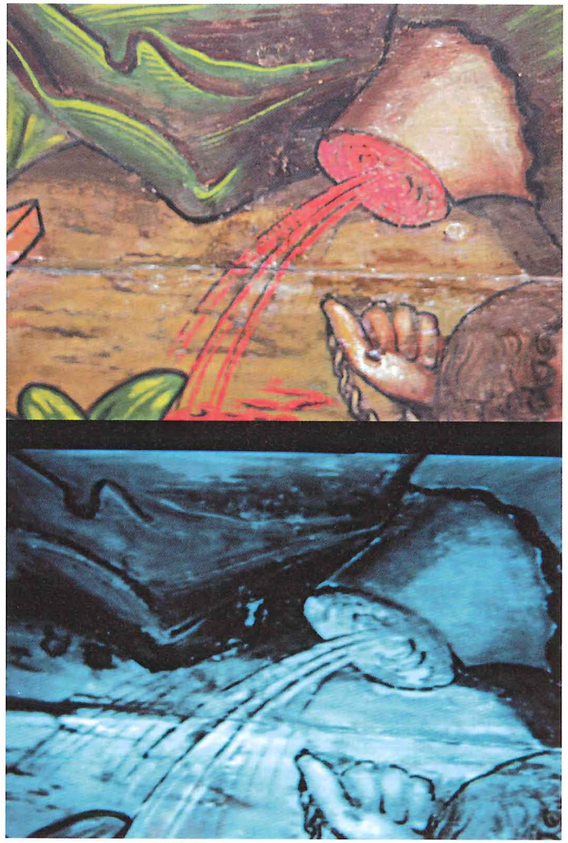


Abb. 4: Detail des Erschlagenen (viertes Joch Ostwand), Tageslichtaufnahme (oben) und Infrarotaufnahme (unten).
Die dramatische Darstellung der Blutspritzer des 16. Jhs. wurde im Zuge der Übermalung des 19. Jhs. reduziert.

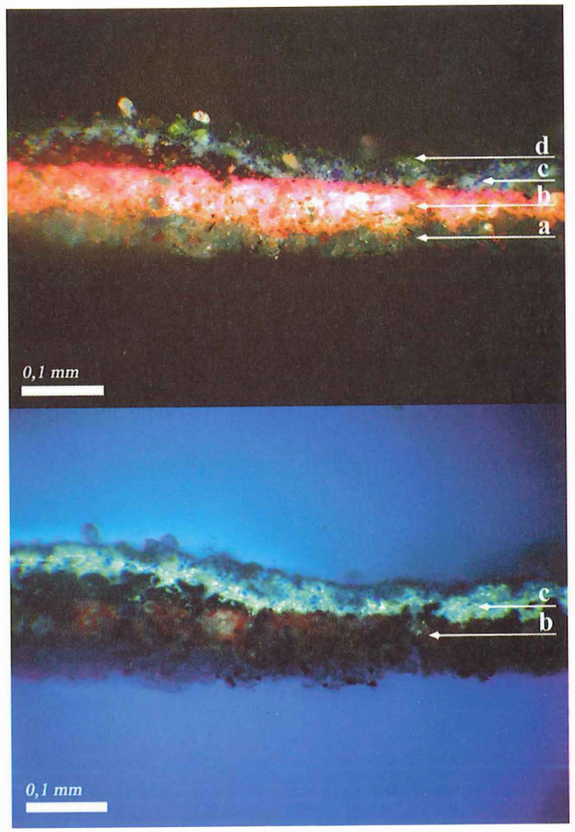


Abb. 5: Querschliff einer Mikroprobe (4. Joch Ostwand) im Auflicht (oben) und in UV-Strahlung (unten). Fassung des 16. Jahrhunderts: a) Verwendung von Azurit und Malachit, b) von Bleimennige, Bergzinnober und Beinschwarz / Fassung des 19. Jahrhunderts: c) Verwendung von Zinkweiß und synthetischem Ultramarin, d) grüne Lasur. Die Übermalung lässt sich durch die charakteristische Fluoreszenz des Zinkweiß gut erkennen.

1963 - 65 hat die letzte erkennbare Restaurierung durch Christian Buhmann aus Hannover stattgefunden. Der Restaurator festigte und retuschierte die Malereien und vergoldete die Kriechblätter an den Gurten neu.

Die restauratorischen Untersuchungen und der Einblick in die Geschichte der Gerichtslaube sind für das Verständnis des heutigen Erscheinungsbildes von enormer Bedeutung. Die wissenschaftliche Erforschung und die Akzeptanz des historisch gewachsenen Bestandes bildet die Grundlage für die Erhaltung der künstlerisch und historisch wertvollen Deckenmalereien.

Die Restauratoren

1878 - 1880 (Deckenmalerei und Vorhalle) H. Fischbach, Maler und Restaurator, wurde 1833 in Unna / Westfalen geboren, besuchte von 1849 - 1854 die Kunstakademie in Düsseldorf. H. Fischbach ist namentlich als Restaurator bereits unter der Leitung von Konservator Quast in der Stiftskirche Gernrode sowie in der Neuwerkkirche und der Frankenberger Kirche in Goslar genannt. Für die Restaurierungsarbeiten in der Gerichtslaube des Lüneburger Rathauses wurde er von Baurat Hase aus Hannover empfohlen.

1882 (Westwand, Deckenmalerei und Vorhalle) Hermann Kellner, Fassaden-, Genre-, Historienmaler und Kunstgewerbler, wurde am 24. 9. 1849 in Nürnberg geboren und lebte in München. Er war Schüler der Nürnberger Kunstschule unter Kreling und arbeitete bis 1867 bei seinem Vater. Anschließend machte er sich mit seinem Bruder Samuel Kellner als Glasmaler selbständig. 1873 - 76 wurde er Zeichenlehrer am Gymnasium in Nürnberg und besuchte 1876 - 84 die Münchner Akademie als Schüler von W. von Dietz. Kellner erlangte durch eine Vielzahl von Bildern und Entwürfen als freischaffender Künstler in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts auch internationales Ansehen.

1959 - 1965 (sämtliche Malereien ausgenommen die Weltgerichtsdarstellung)
Christian Buhmann, Restaurator aus Hannover, arbeitete von 1950 - 79 an vielen renommierten Objekten in Niedersachsen. Er übernahm die Firma seines Vaters Friedrich Buhmann, der sie 1905 - 50 geleitet hatte. Die Arbeiten der Firma Buhmann betrafen Gebiete der handwerklichen Bildhauerei und größtenteils Erhaltungsarbeiten an Kunstdenkmalen im Bereich der niedersächsischen Denkmalpflege.

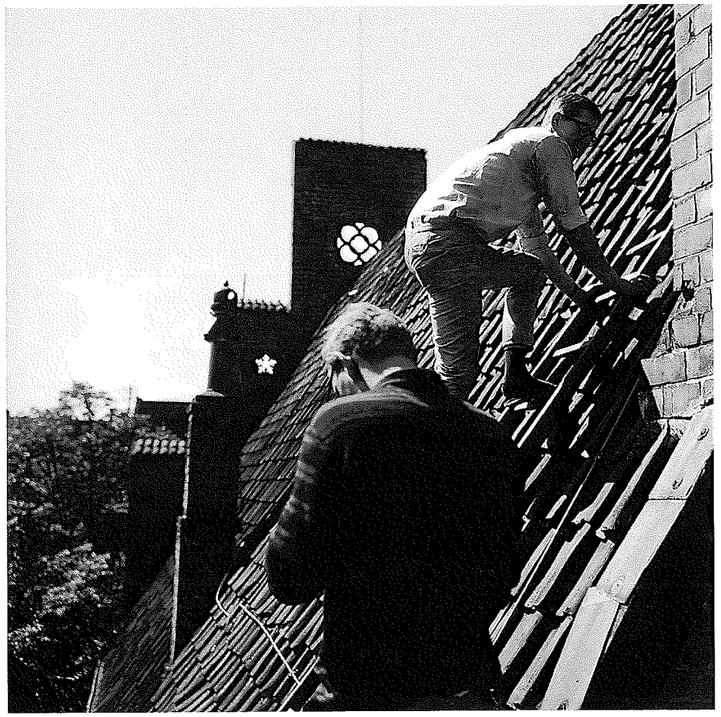
Literatur:

JOACHIM GOMOLKA, Lüneburg Rathaus. Dendrochronologische Untersuchung der Dachwerke. Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, zweite überarbeitete Auflage, Hannover 2002.

ANKE SCHMITT; KIRSTEN SCHRÖDER, Die Gerichtslaube im Lüneburger Rathaus: Zur Restaurierungsgeschichte der Malereien auf der Wandvertäfelung. Facharbeit FH Hildesheim, Institut für Restaurierung, Hildesheim 2000.

KIRSTEN SCHRÖDER; MARKUS TILLWICK, Die Gerichtslaube im Lüneburger Rathaus: Zur Restaurierungsgeschichte der Malereien auf der Holztonnendecke – Ein Vergleich der Archivalien mit dem vorhandenen Bestand. Facharbeit FH Hildesheim, Institut für Restaurierung, Hildesheim 2001.

KIRSTEN SCHRÖDER; MARKUS TILLWICK, Die Malereien der Holztonnendecke in der Gerichtslaube des Lüneburger Rathauses – Untersuchung und Erstellung eines Behandlungskonzeptes. Diplomarbeit FH Hildesheim, Institut für Restaurierung, Hildesheim 2003.



Aufmaß am Lüneburger Rathaus durch Studierende der TU Braunschweig unter der Leitung von Prof. Hecht im Jahre 1965

Peter Pietruska und Henning Kahmann auf dem Dach des Stadtarchivs (Foto: Erdmute Jentzsch)

Die Heißluftheizung in „des rades dornsen"

Häusliche Wärmequellen in Lüneburg

Edgar Ring

Ludwig Albrecht Gebhardi interessiert sich in seiner „Beschreibung des Lüneburgischen Rathauses 1763 im Julius" besonders für eine technische Einrichtung in der Gerichtslaube: „Die alte Audienz oder Rathsstube ist ein sehr großes Zimmer … Vor den Bänken ist ein fußtiefer vierekter Canal der bey I und K eine große vierekte schräge Höhle hat die fast einige Fuße ins Gevierte beträgt. Diese ist ehedem vol glühender Kohlen geschüttet worden, da den der Rauch durch den Canal gegangen ist, und die Füße der Rathsherren erwärmet hat. Dieser Canal hat vor jedem Polster eine runde Oefnung die durch einen metallenen runden Kessel der 1/2 Fuß in Diameter und oben offen ist genau verschlossen wird. In diesen hat man auch Kohlen geschüttet. Er sieht von oben so aus. Diese holzfreßende Erfindung zeiget, daß man noch nicht einmal 1520 wie man das Zimmer neu ausmahlen lassen Ofen gekand habe". Eine Skizze erläutert den Befund.

Noch heute befindet sich in der Ratsdörnse beziehungsweise Gerichtslaube vor dem Fenster mit den „Neun Guten Helden" das aus dem 16. Jahrhundert stammende Ratsgestühl, vor dessen Bänken, auf denen die Ratsherren saßen, sich runde Öffnungen mit Bronzedeckeln befinden. Wenige Jahrzehnte nach Gebhardi analysierte der Stadtbaumeister Johann Anton David Spetzler eingehend die Heißluftheizung in der Ratsdörnse des Lüneburger Rathauses (Abb. 1). Aus seinem 1830 publizierten Bericht geht deutlich der Aufbau dieser Heizungsanlage hervor. Im Erdgeschoss der Gerichtslaube waren drei parallel liegende Feuerungsräume untergebracht, die von einem Gang aus beschickt wurden. Die Öfen überspannten flache Bögen. Gegenüber den Öffnungen am Gang lag jeweils ein Schorn-

Abb. 1: Rathaus Lüneburg, Gerichtslaube: Ratsstuhl mit Heißluftheizung

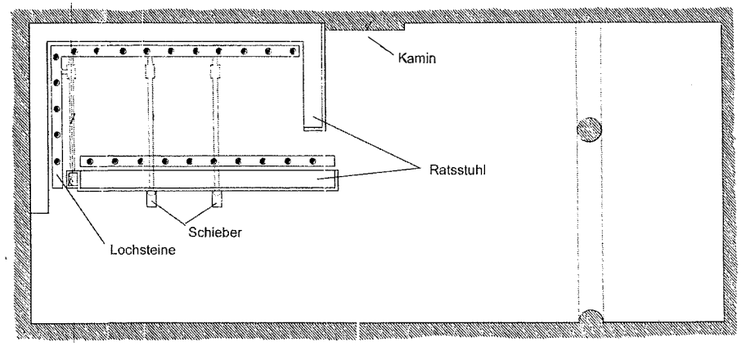


Abb. 2: Rathaus Lüneburg, Gerichtslaube: mit Bronzedeckeln verschlossene Lochsteine

stein. Unter den mit Feldsteinen bepackten Backsteinbögen wurde Holz aufgeschichtet und entzündet. Die Lochsteine im Fußboden des zu beheizenden Raumes wurden mit den Deckeln aus Bronze verschlossen (Abb. 2). Eine eiserne Tür verschloss den Feuerungsraum. Durch leichtes Öffnen dieser Tür konnte der Luftzug reguliert werden. Die heißen Rauchgase strichen durch die Backsteinbögen und Feldsteine und erhitzten diese sowie den gesamten aus Backsteinen erbauten Raum. Feldsteine und Backsteine dienten als Akkumulator. Die Fortlüftung erfolgte über den Schornstein. Waren das Feuer im Feuerungsraum erloschen und die Rauchgase abgezogen, wurde der Schornstein geschlossen. Am Scheitelpunkt der Bögen waren Lochsteine eingesetzt, durch die heiße Luft in Kanäle geführt wurde. Durch 26 Lochsteine strömte schließlich die heiße Luft in die Ratsdörnse. Die heiße Luft wurde zunächst in ein Kanalsystem geführt. Im Lüneburger Rathaus bestand die Möglichkeit, zusätzlich die Lochsteine in den Gewölben des Feuerungsraumes zu schließen. Glatt geschliffene Steine verdeckten sie. Diese konnten mittels einer eisernen Stange, die in einem Kanal unter dem Fußboden des Raumes verlief und durch Öffnen einer Klappe bedienbar wurde, hin- und hergeschoben werden. Dieses Detail verhinderte zusätzlich zu den Deckeln der im Fußboden integrierten Lochsteine das Eindringen von Rauch und Ruß in den zu heizenden Raum während der Aufheizphase in den Feuerungsräumen. Dass diese Sicherung nicht ausreichte, belegen Russablagerungen in den Kanälen unter dem Fußboden. Durch Öffnen und Schließen der Lochsteine im Fußboden war eine geregelte Wärmezufuhr möglich. Die gespeicherte Wärme war nur verfügbar, wenn die Anlage (vorausschauend) erhitzt wurde. Die Heizung musste „die alte Audienz oder Rathsstube" von rund 874 m3 Rauminhalt zusammen mit dem direkt neben dem Ratsgestühl in die Westwand eingesetzten offenen Kamin erwärmen.

Der technische Unterbau ist heute nicht mehr erhalten. Hektor Wilhelm Mithoff berichtete 1877, dass die Heizung „nicht mehr im ursprünglichen Zustande" war. Kurz nach 1900 existierten die Feuerungsräume nicht mehr, um 1950 wurde an ihrer Stelle eine öffentlichen Bedürfnisanstalt eingerichtet.

Die Heißluftheizung in der Gerichtslaube wird erstmals 1386/88 genannt, als Dytmar Teygeler eine Zahlung „vor den oven to makende" erhielt. Sie ist Teil der Erweiterung des „consistoriums" gegen Ende ds 14. Jahrhunderts.

Heißluftheizungen eigneten sich besonders zur Erwärmung großer Räume. In unmittelbarer Nähe zu Lüneburg sind weitere Heißluftheizungen bekannt. Johann Christoph Andreas Müller gibt in seiner „Topographie und Geschichte des adligen Fräuleinklosters" Lüne 1793 eine Beschreibung einer solchen Heizung: „ Der große Rehmter oder Refenter – oder das sogenannte Refectorium, worin die ganze Versammlung speisete. Es wurde von unten geheizet. Anno 1663 wurde ein neuer Ofen mit 6 Bögen gemauert und mit Zuglöchern und Deckeln versehen, bey deren Oefnung sich die Wärme vertheilte. Zu diesem geschäfte war ein eigener sogenannter Kulenheizer angestellet, welche benennung sich noch nachher bey dem Unter-

Abb. 3: Kloster Lüne: Blick in den Feuerungsraum der Heißluftheizung

küsterdienste erhalten hat". Die Heißluftheizung für den Remter ist im Jahre 1497 entstanden, als die Klosterkirche um ein Joch erweitert wurde. Heute ist der Feuerungsraum ebenso wie der Arbeitsraum für den „Kulenheizer" mit Bauschutt verfüllt, sodass die Dimensionen der Anlage nicht zu erfassen sind (Abb. 3). Die Backsteinbögen des Feuerungsraumes sind mit Eisenbändern verstärkt. Über der Heizung zeichnet sich noch heute in der nordöstlichen Ecke des Remters eine Fläche von ca. 3,70 x 2,90 m ab, deren Pflasterung vom Bodenbelag des Remters abweicht. Die Wandbemalung, die um 1480/90 datiert wird, ist direkt über diesem Bereich stark geschädigt. Die heiße Luft, die aus den Lochsteinen strömte, hat die Malerei in Mitleidenschaft gezogen. Der Remter hat ein Raumvolumen von ca. 645 m³. Die lange Nutzung dieser Anlage bis in das späte 17. Jahrhundert ist erstaunlich, noch 1663 wurde in Lüne eine neue Feuerungskammer mit sechs Bögen gemauert.

Auch im Kloster Ebstorf wurde noch im 17. Jahrhundert eine Heizluftheizung betrieben. Im Bauregister des Klosters Ebstorf ist für das Jahr 1671 vermerkt: „Der kuhl ofe Jm alten rempter der ist dis Jahr auch Neuw wider gemacht den alle felthsteine die wahren herunter gefallen."

Etwa unter der Mitte des west-östlich ausgerichteten Langen Schlafhauses ist noch heute der Feuerungsraum der Heißluftheizung vollständig erhalten (Abb. 4). Die Baustruktur dieses Raumes weist eindeutig die charakteristischen Elemente einer Heißluftheizung auf. An den Längsseiten befinden sich bankartige Erhöhungen. Auf diesen ruhen zehn Backsteinbögen, die eine Findlingspackung tragen. Ein flaches Gewölbe überspannt diesen Raum.

Im Erdgeschoss, direkt über dem Feuerungsraum, wurden – nach dem Entfernen jüngerer Fußbodenbeläge – Backsteinkanäle und sogenannte Lochsteine aus gebranntem Ton freigelegt. Ein erstes Ebstorfer Refektorium kann dendrochronologisch auf das Jahr 1274 datiert werden. Im späten 14. Jahrhundert wurde ein größerer Neubau mit höherem Fußbodenniveau realisiert, unter dem Refektorium bzw. Remter entstand die Heißluftheizung. Das Raumvolumen des Remters, den die Heißluftheizung erwärmen sollte, ist nicht eindeutig zu ermitteln. Die unter dem Fußboden verlaufenden Kanäle versorgen eine Fläche von rund 7 x 2,50 m direkt mit heißer Luft. Rund 30 Personen werden, versammelt um einen Tisch, in kalten Jahreszeiten die wohlige Wärme der Heizung genossen haben.

Auch das Kloster Medingen verfügte über eine Heißluftheizung. Johann Ludolph Lyßmann berichtet 1772 über einen tragischen Unfall, der vermutlich durch fahrlässigen Betrieb der Heizungsanlage verursacht wurde: „Der gute Probst

Lützken kam endlich auf eine elende Art ums Leben. Denn wie er Ao. 1464 bey dem Antrit der Fasten sich vorgenommen hatte, den Closterjungfrauen zur Recreation am Sontage Esto Mihi eine Gasterey zu geben, und aber eben desselben Tages eine strenge Kälte war, ließ er unter dem Reventer (welcher, wie vor Alters gebräuchlich, von unten geheitzet werden mußte) ein ziemlich starkes Feuer anlegen. Wie nun der gute Mann gegen Mittag hinein gieng, auf dem Reventer zu der vorhabenden Gasterey einige Anstalt zu machen, sahe er mit grossen Schrecken das Feuer hie und da von unten durch den Boden hervor schlagen, weswegen er seinen Schreiber herbeyrief, und nebst ihm hinunter gehen wollte, das Feuer zu löschen. Allein in der Angst und Confusion verweilten sich die guten Leute zu lange auf dem Zimmer, denn ehe sie sich dessen versahen, fiel der Boden ein, und der Probst samt seinem Schreiber hinunter in die Gluth, und zwar so unglücklich, daß sie vor den auf sie fallenden Steinen sich nicht regen konnten. Es kamen zwar sogleich Leute herbey, welche sie noch lebendig wieder herauszogen, sie waren aber unterdessen beyde, sowol von dem Falle, als der Gluth so heftig beschädiget, daß der Schreiber noch denselben Abend, der Probst aber den dritten Tag darauf, als am Tage des Märtyrers S. Valentini, unter vielen Thränen der Jungfäulichen Versammlung, seinen Geist aufgab, nachdem er dem Closter 18 Jahr löblich vorgestanden hatte".

Abb. 4: Kloster Ebstorf: Öffnung zum Feuerungsraum der Heißluftheizung

Das Bedürfnis, sich zumindest in einem Raum des Hauses in den kalten Jahreszeiten bei angenehmen Temperaturen aufhalten zu können, führte auch in Lüneburg zur Einführung, Ent-

wicklung oder Verbesserung unterschiedlicher Heizsysteme. Deren technischer Standard befand sich, je nach Zeit und Ort, auf unterschiedlichem Niveau. Zwei Heizsysteme garantierten, dass die Stube rauchfrei zu beheizen war, die Heißluftheizung und der Kachelofen.

An der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert setzte sich in Lüneburg das giebelständige Dielenhaus, das aus Backstein errichtet wurde, als dominanter Haustyp durch. Ursprünglich wird dieses Dielenhaus im Erdgeschoss ungeteilt gewesen sein. Die offene Herdstelle in der Diele musste bei einem Haus mittlerer Größe rund 200 m³ Raum wärmen. Die hohen Erdgeschosse garantierten aber einen weitgehend rauchfreien Bereich der Bewegungsebene. Mit der Abtrennung eines speziellen Raumes in der vorderen Hausecke wurde seit dem 13. Jahrhundert ein nahezu rauchfrei zu heizender Raum geschaffen. Er trägt die Bezeichnungen caminata, estuarium oder Dörnse.
Der Begriff caminata ist für Lüneburg erstmals 1333 überliefert. In einem Testament steht, dass Herbert Sodmeister seine caminata, die mit dem Wohnhaus verbunden war, verschenkte. Hier haben wir den einzigen Hinweis auf eine hölzerne oder steinerne caminata, die wir u.a. aus Lübeck und Braunschweig als eigenständige Gebäudeteile, die rückwärtig auf einer Parzelle lagen und mit einem Wirtschaftsteil verbunden waren, kennen. In der überlieferten Architektur und bei Ausgrabungen sind caminatae in Lüneburg bisher nicht aufgetaucht. Aus dem späten 14. Jahrhundert ist der Begriff estuarium erstmals überliefert. Ein Testament aus dem Jahre 1476 gibt als Lage im Hause „unmittelbar bei der Haustür" an. Der Begriff dornse fällt erstmals 1427.
Caminata, estuarium und dornse bezeichnen einen Raum, der fast immer am Straßengiebel, unmittelbar links oder rechts hinter der Haustür lag, nämlich die Stube. Sie wurde für repräsentative Zwecke oder als Geschäftsraum genutzt. Der allgemeine Lebens- und Arbeitsbereich blieb die Diele, die auch als „hus" bezeichnet wurde, mit der zentralen Herdstelle.

Beim Abriss des Hauses Am Sande 49 im Jahre 1901 dokumentierte der Architekt Franz Krüger eine Heißluftheizung. Im Keller unterhalb der Stube befand sich eine Kammer mit drei Backsteinbögen, auf denen Feldsteine lagen. Eine zweite Kammer, die leer war, wurde vielleicht im Laufe der Nutzung abgemauert, die Heizung also verkleinert. Über den Kammern hatte das Gewölbe insgesamt 6 Löcher. Ein oben offener Kanal führte Richtung Straßengiebel. In dem um 1450 errichteten Haus erwärmte also eine mit Feldsteinen ausgestattete Heißluftheizung die Stube, deren Rauminhalt rund 80 m³ betrug.

In Bürgerhäusern Lüneburgs sind weitere mittelalterliche Heißluftheizungen bekannt. Bei zahlreichen Lüneburger Häusern konnte ein in einem Wandpfeiler integrierter Schornstein, der im Keller begann und bis unter die Traufe reichte, beobachtet werden. Bei Ausgrabungen wurden mehrere Lochsteine geborgen. Für den Neubau des Hauses des Lüneburger Syndikus wurden in den Jahren 1437/38 sechs Verschlüsse für die Löcher in der Diele geliefert, eventuell ein Hinweis auf eine Heißluftheizung.

Eine weitere mittelalterliche Heißluftheizung in Lüneburg legte man bei den Ausgrabungen des Michaelisklosters im Jahre 1978 in einem westlich an den Ostflügel der Klausur anschließenden Raum frei. Im südlichen der drei Kreuzgewölbe war ein kleiner Raum, der mit einem Backsteinfußboden versehen war, abgemauert. Über diesem und dem westlich anschließenden Raum befand sich das Refektorium.

Ludwig Albrecht Gebhardi wundert sich bei seiner Beschreibung der Heißluftheizung in der Gerichtslaube, dass „man noch nicht einmal 1520 wie man das Zimmer neu ausmahlen lassen Ofen gekand habe". Heißluftheizungen waren, wie bereits angedeutet, nicht das ausschließliche Heizsystem. Ofenkacheln sind seit dem 13. Jahrhundert bekannt. Der Kachelofen stand an der rückwärtigen Wand der Stube, an der Traufseite des Hauses. Beheizt wurde er von der Herdstelle der Küche. Die Verknüpfung Herdstelle in der Diele und Kachelofen in der Stube, der als Bileger betrieben wurde, ist bis in das 20. Jahrhundert nahezu verbindlich. Unzählige Kachelfunde belegen die Entwicklung des Kachelofens.
Eine weitere Heizungsanlage neben offener Herdstelle, Heißluftheizung und Kachelofen, ist zahlreich aus Lüneburger Häusern bekannt: der offene Kamin bzw. Wandkamin. In den Stuben der Patrizierhäuser sorgten Wandkamine für Wärme, in den Flügelbauten von Handwerker- und Patrizierhäusern sind sie regelhaft anzutreffen. Besonders im 16. Jahrhundert wurde der Rauchfang repräsentativ ausgestattet.
Die Lochsteine und Bronzedeckel in „des rades dornsen" des Lüneburger Rathauses sind bemerkenswerte Zeugnisse der zum Teil voluminösen Heißluftheizungen. Der Rat wird diesen Komfort geschätzt haben. So stellten Bürgermeister und Ratmannen im Oktober 1390 eine Urkunde aus „in estuario consulari, in quo solito (ad reddendum jura et respondendum questionibus hominum) hyemali tempore congregantur [in der Ratsstube, in der man sich gewöhnlich (zur Rechtssprechnung und zur Beantwortung von Fragen der Bürger) im Winter versammelte]".

Literatur

EDGAR RING, Herdstelle, Heißluftheizung, Kachelofen, Kamin. Wärmequellen in Lüneburger Häusern. In: Von der Feuerstelle zum Kachelofen. Heizanlagen und Ofenkeramik vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Stralsunder Beiträge III, Stralsund 2001, 28-42.

Aufmaß am Lüneburger Rathaus durch Studierende der TU Braunschweig unter der Leitung von Prof. Hecht im Jahre 1965

Lagebesprechung auf dem Dach der Bürgermeisterkörkammer: Henning Kahmann, Peter Pietruska und Hartmut Jentzsch (Foto: Erdmute Jentzsch)

Turmuhren in Lüneburg und Umgebung

Falk-Reimar Sänger

Fast vier Jahrzehnte nach der Veröffentlichung von Georg Melbecks grundlegendem und wegweisendem Aufsatz „Lüneburger Uhren und Uhrmacher früherer Jahrhunderte“ erschien vom Autor dieser Zeilen der Artikel „Turmuhren – ein vergessenes Kulturgut“. Dieser Beitrag ging sehr detailliert auf die Uhrentechnik und deren Entwicklung ein. Die hier vorgelegte Version ist regional auf die Stadt Lüneburg zugeschnitten und behandelt speziell dort noch vorhandene Turmuhren.

In der Zeit zwischen beiden Schriften führten hohe Lohnsteigerungen überall dazu, dass menschliche Arbeitskraft durch moderne Technik, deren Vertreter natürlich ihre Produkte verkaufen wollen, ersetzt wurde und wird. Gleichzeitig treffen diese auf Kirchenvorstände und andere Entscheidungsträger, die oft nicht wissen, über welche Schätze sie verfügen. Damit ist die große Zeit der alten mechanischen Räderuhren unwiederbringlich vorbei. Vielfach werden Elektrouhren installiert, welche die Aufgabe der Zeitanzeige übernehmen und über Funk ferngesteuert werden. Diese Uhren bedürfen keiner Wartung. Selbst das Läuten der Glocken wird von ihnen ausgelöst. Darüber hinaus kostet eine solche Uhr oft weniger als die Hälfte der Reparatur einer durch Reibung abgenutzten Räderuhr. Es nimmt also kein Wunder, dass diese Elektrouhren in der Größe eines Schuhkartons überall die alten Räderuhren verdrängen.

Die Entwicklung der Räderuhr und ihrer Technik

Die mechanische Räderuhr entstand um das Jahr 1300. Das zentrale Problem dabei war es, bei einem Antrieb mittels Gewicht, Seilzug und Rolle, die Akzeleration der Gewichte durch die Schwerkraft auszuschalten. Die Lösung war wohl von Anfang an die Spindel-Waag-Hemmung. Ein „Drehpendel“ dieser Art hat aber keine ausreichend konstante Eigenschwingungsdauer, wie sie ein gutes Zeitmessinstrument benötigt. Solche Uhren hatten einen sehr ungenauen Lauf. Konsequenterweise hatten sie dann auch nur einen Stundenzeiger. Die Spindel-Waag-Uhren wurden fast 400 Jahre nahezu unverändert verwendet, wobei der Uhrenbau in Deutschland und auch in der Stadt Lüneburg im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert einen Höhepunkt erreichte.

Im Laufe der Zeit genügte der ungenaue Gang dieser frühen Räderuhren nicht mehr. Die erste praktische Anwendung des Pendels als Hemmung in einer Uhr wurde von Christiaan Huygens (1629-1695) im Jahre 1658 vorgenom-

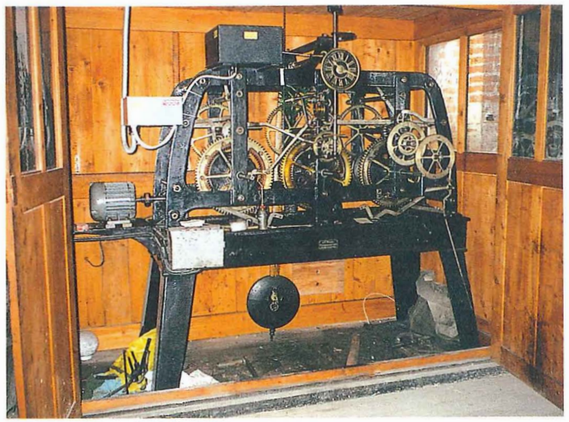


Abb. 1: Die Uhr von Weule im Rathaus

men und im Jahre 1673 nochmals verbessert, was für die damaligen Zeiten zu einem ungemein genauen Gang der Uhren führte. Vermutlich hatte Huygens schon erkannt, dass große Pendelamplituden dem Isochronismus schaden.

Eine der Schwierigkeiten beim Pendel und der ebenfalls von Huygens entwickelten Unruh liegt in der Zufuhr von Energie. Die Idee von Huygens, dem Pendel bei jeder Schwingung durch die schrägen Flanken der Hemmradzähne Antriebsimpulse zu vermitteln, findet bis heute Anwendung. In der Folge und auf Grund der großen Autorität des Naturwissenschaftlers wurde die Pendelhemmung sehr schnell eingeführt. Zugleich wurden viele der alten Spindel-Waag-Uhren mit dieser neuen Hemmung ausgestattet, woraus sich die heutige Seltenheit der älteren Konstruktion erklärt.

Eine weitere Steigerung der Ganggenauigkeit der Uhren wurde durch unterschiedliche Konstruktionen der Hemmungen selbst versucht. Die Huygenssche Spindelhemmung wurde bereits nach kurzer Zeit durch die „rückführende" Ankerhemmung (englischer Haken) von W. Clement im Jahre 1680 ersetzt. Der Nachteil der Hakenhemmung ist aber der gleiche wie bei der Spindelhemmung – die sogenannte Rückführung. Beide Hemmungen haben die Eigenart, dass der Gangregler (Anker, Unruh) das Hemmrad bei jeder Schwingung minimal zurückdrängt, was zu verstärkter Reibung und damit zu Kraftverlust führt.

Im Jahre 1710 schlug dann George Graham eine ruhende Hemmung vor, die noch heute die nur wenig veränderte und am häufigsten verwendete ist. Diese besteht aus einem Hemmrad mit sägezahnähnlichen Zähnen und einem massiven Anker. Die sogenannten Ruheflächen an den abgewinkelten Ankerarmenden sind konzentrisch zum Ankerdrehpunkt angeordnet. Auf ihnen ruht jeweils kurzfristig ein Hemmradzahn, ohne dass sich das Getriebe bewegt, wodurch der Rückfall vollständig ausgeschaltet ist. Darüber hinaus sind die Spitzen der Ankerarmenden so als kleine schräge Ebenen gestaltet, dass sie dem Pendel in seinem unteren Totpunkt einen kleinen Antriebsimpuls geben. Diese Hemmung ist an den meisten der hier behandelten Uhren zu beobachten und erzeugt zugleich das allbekannte Tick-Tack. Neben den hier skizzierten Hemmungen gibt es noch eine große Anzahl weiterer Lösungen, wie zum Beispiel die im Jahre 1741 in Frankreich vorgeschlagene Scherenhemmung und wohl eine noch größere an Varianten, auf die hier nicht eingegangen werden soll.

Die weitere Entwicklung der mechanischen Uhr stieß nun aber allmählich an ihre Grenzen und führte über die Schnellschwinger und die Stimmgabeluhr zur Quarzuhr und schließlich zur Atomuhr. Allen Konstruktionsprinzipien gemeinsam ist, dass Schwingungsvorgänge als Zeitnormal dienen.

Die Turmuhrenherstellung

Der Bau von Uhren oblag bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts Schmieden, die sich diesem speziellen Handwerk zugewandt hatten. Jede einzelne Uhr entstand als Unikat und wurde aus Schmiedeeisen hergestellt. Die erhaltenen ältesten schmiedeeisernen Uhrengestelle sind verkeilt. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Gestelle verschraubt und schließlich von solchen in Gußtechnik abgelöst. Zugleich ersetzte die industrielle Serienproduktion die handwerkliche Einzelanfertigung. Auch gegossene Zahnräder kamen auf, die man zunächst roh verwendete, schließlich aber exakt fräste. Für die Räder wurde statt des bis dahin üblichen Eisens zunehmend Messing oder Bronze verwendet, was diesen frühen Industrieuhren zusammen mit der oft sehr gelungenen Farbgestaltung einen hohen ästhetischen Reiz verleiht. Im Gegensatz zu Uhrenschmieden hatten Uhrenfabriken einen wesentlich größeren, ja weltweiten Wirkungsbereich. Bis jetzt wurden im niedersächsischen Raum sieben Hersteller bekannt. In Lüneburg konnten aber nur Produkte von Beyes und Weule entdeckt werden.

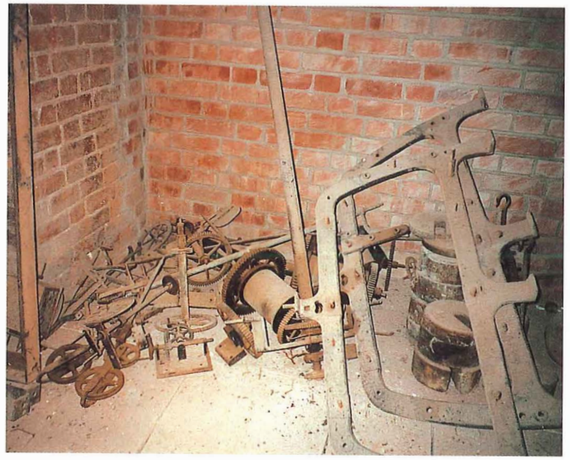


Abb. 2: Die zerlegte Weule-Uhr zu St. Johannis

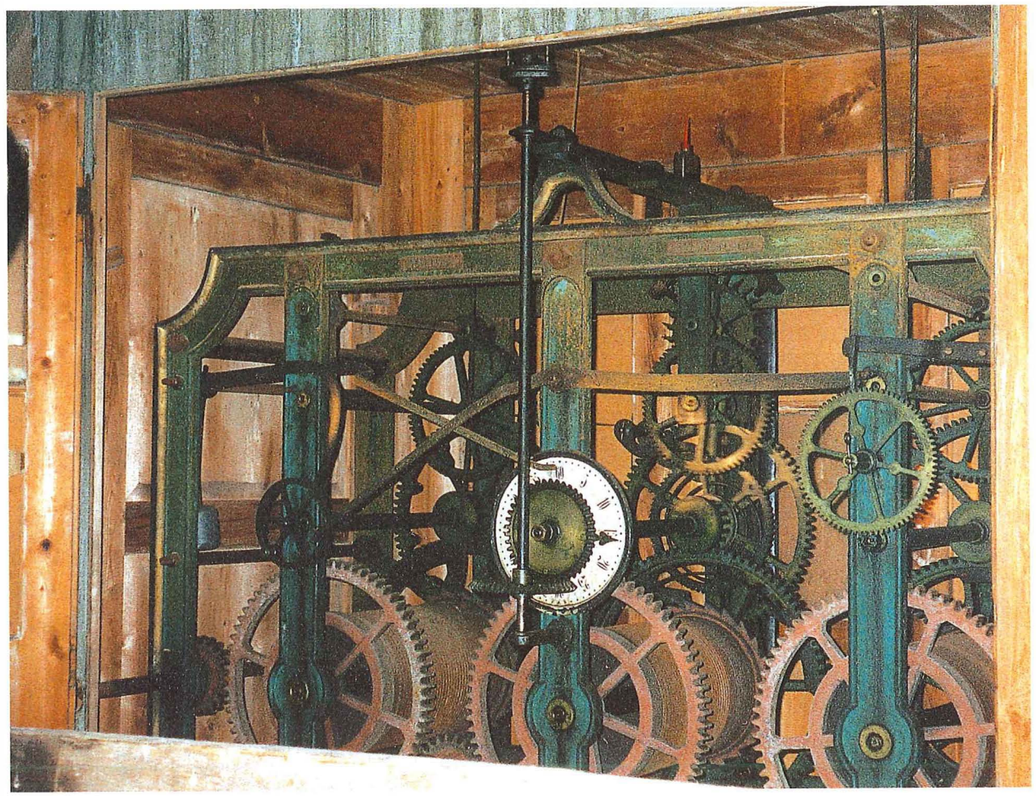


Abb. 3: Die stillgelegte Beyes-Uhr von 1910 zu St. Michaelis

Uhrenschmiede

Die handwerkliche Turmuhrenherstellung durch die Schmiede, die anfangs ihre Produkte nicht signierten, belieferte in der Regel nur einen recht kleinen Bezirk um die Werkstatt herum. Diese Art der Uhrenherstellung wurde daher oft nur neben der Erzeugung anderer handwerklicher Produkte oder gar anderen Erwerbszweigen betrieben, da die Schmiedearbeit häufig nicht genügend Gewinn abwarf, um damit eine Familie zu ernähren. Es gab eine große Zahl von Uhrmachern, die über das Land verteilt waren und nur lokal mit ihren Produkten bekannt wurden. Folglich existieren heute nur Darstellungen zu Uhrenschmieden, die sich auf das engere Umfeld einer Stadt oder einer Region beschränken. Beispielhaft für die Stadt Lüneburg soll hier der Uhrmacher Johann Heinrich Biermann herausgegriffen werden, dessen Schwiegersohn, Friedrich Nicolaus Schröder dann der Stammvater einer Schmiede-, Mechaniker- und Uhrmachersippe wurde. Von diesen hier genannten Uhrmachern haben sich Produkte bis heute erhalten. Das Tätigkeitsfeld dieser Uhrmacher griff aber weit über das Gebiet der Stadt Lüneburg hinaus.

In diversen Archivalien öffnen sich dazu verschiedene Zeitfenster. So hat zum Beispiel Friedrich Nicolaus Schröder im Jahre 1756 die Uhr zu Kirchgellersen repariert. Eine abermalige Reparatur einer Uhr zu Kirchgellersen durch Johann

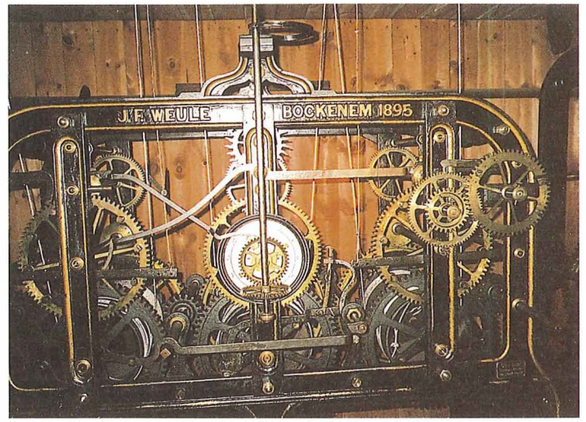


Abb. 4: Die noch in Betrieb befindliche Weule-Uhr von 1895 zu St. Nicolai

Friedrich Schröder ist für das Jahr 1841 belegt.[1] Derselbe hatte im Jahre 1844 einen Wartungsvertrag für die Uhr zu Scharnebeck inne. Diesen Vertrag hatte er bereits von seinem Vater geerbt.[2] Schröder reparierte im Jahre 1862 auch die nur sechs Jahre alte Uhr zu Clenze und baute sie zugleich in ein 8-Tage-Werk um.[3] Eine der letzten Spuren der Uhrmachersippe Schröder zeigt das Lüneburger Haus „An den Brodbänken 13". Den heute noch als Uhrmacherwerkstatt und -geschäft betriebenen Laden ließ sich Emanuel Schröder im Jahre 1912 dort einbauen.

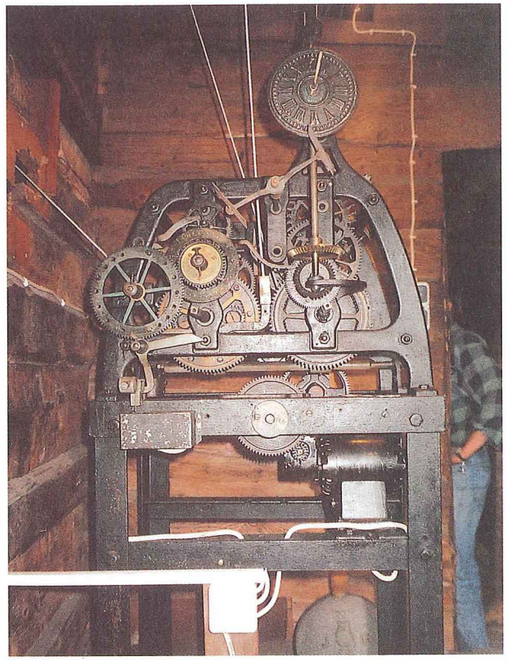


Abb. 5: Die kleine Weule-Uhr des Klosters Lüne

Lüneburger Uhren

Bei fast allen hier behandelten Räderuhren handelt es sich um Fabrikuhren, die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert entstanden sind. Sie zeigen alle das Endstadium in der Entwicklung der mechanischen Räderuhren auf und sind durchweg mit der ruhenden Hemmung von Graham ausgestattet. Ausnahmen sind lediglich die Uhr der untergegangenen St. Lamberti-Kirche, die alte Kaufhausuhr und die Uhr im Nicolaihof zu Bardowick.

Die Rathausuhr *(Abb. 1)*

Diese Uhr war in Lüneburg immer die wichtigste, nach der alle anderen Uhren gestellt wurden. Heute steht im Rathaus eine mächtige Fabrikuhr, die von der Firma Weule in Bockenem vermutlich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts erbaut wurde. Sie steuert das 1956 im Rathaus von der Firma Korfhage eingebaute Glockenspiel. Die Uhr wird elektrisch betrieben d. h. sie hat keine Gewichte, die von Hand aufgezogen werden müssen. Sie steht weit entfernt von ihrem Zifferblatt, das aus Glas besteht und wohl ursprünglich von innen beleuchtet wurde. Denn nach Ausweis eines Musterkataloges der Firma Weule, der im Stadtarchiv vorhanden ist, bot diese Firma bereits vor 1914 beleuchtete Zifferblätter an. Ein weiterer Beleg für die Beleuchtung findet sich am Zifferblatt selbst. Zum einen

sind seitlich auf den Putzflächen Verlegespuren von Kabeln sichtbar, zum anderen steht daneben in Bleistift geschrieben „eingebaut 14/12 54 Bel. ausgew. = ...“.

Die Uhr zu St. Johannis *(Abb. 2)*

Das Pendant zu der großen Rathausuhr kann im Turm von St. Johannis besichtigt werden. Leider ist hier der Uhrentod bereits eingetreten. Die wohl vergleichbar große Uhr von Weule wurde von einer Elektrouhr abgelöst. Die alte Uhr wurde zerlegt, die verrosteten Einzelteile liegen ungeordnet in einem der oberen Turmgeschosse und bieten ein trostloses Bild. Diese Uhr könnte eine andere abgelöst haben, welche die Uhrmacher Schröder, Vater und Sohn etwa 1835-1840 gemeinsam erbaut und installiert hatten. Anlässlich einer Anfrage des Amtes Lüchow im Jahre 1862 gibt der Magistrat von Lüneburg über die Uhrmacher Schröder unter Hinweis auf diese Uhr ein glänzendes Zeugnis ab.[4]

Die Uhr zu St. Michaelis *(Abb. 3)*

Im Turm zu St. Michaelis zeigt heute eine über Funk gesteuerte Elektrouhr die Zeit an. Die alte Räderuhr steht aber noch im Uhrenkasten sehr geschützt an ihrem alten Platz und ist hier vor Sammlern und Souvenirjägern sicher. Sie wurde im Jahre 1910 von der Firma Beyes in Hildesheim hergestellt.

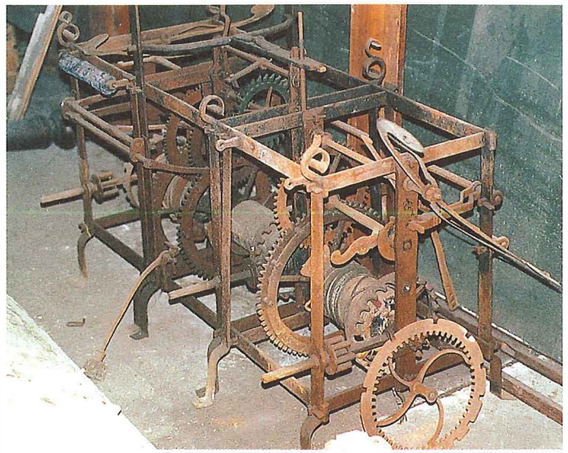


Abb. 6: Wahrscheinlich die alte Uhr des Kaufhauses von 1745

Die Uhr zu St. Nicolai *(Abb. 4)*

Auf dem Turm der St. Nicolaikirche wurde im Jahre 1895 von der Firma Weule eine große Uhr installiert. Sie ist bis heute in Betrieb, erfordert aber einen hohen Wartungsaufwand und muss häufig nachgestellt werden. Wird dies vernachlässigt, dann fällt sie in unserer anspruchsvollen Zeit durch ungenauen Gang auf.

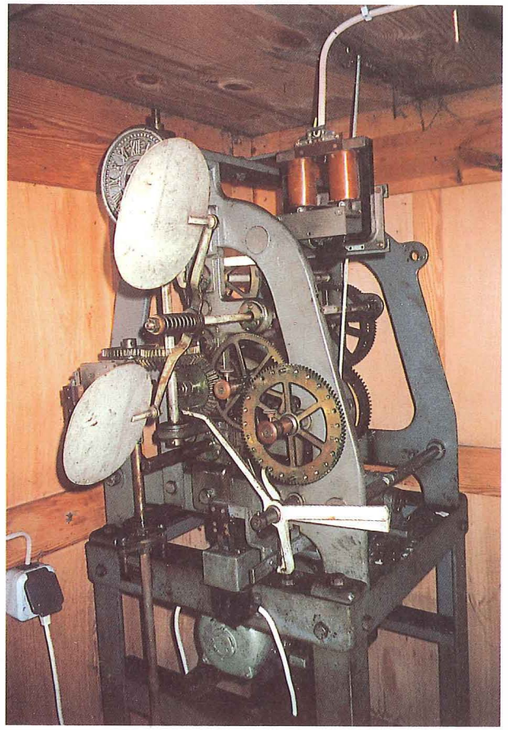


Abb. 7: Die Weule-Uhr des Landeskrankenhauses von 1901

Die Uhr zu St. Lamberti

Es überrascht sicher, dass diese Uhr hier noch aufgeführt wird, ist die Kirche doch bereits seit langem untergegangen. Die Uhr hat die Kirche aber um ein volles Jahrhundert überlebt. Im Jahre 1858 wurde die im Senkungsgebiet stehende St. Lamberti-Kirche gesperrt und zwei Jahre später abgerissen. Georg Melbeck berichtet, dass Friedrich Nikolaus Schröder im Jahre 1775 eine sehr schöne Uhr aus Schmiedeeisen für die St. Lamberti-Kirche geliefert hatte, die vor deren Abbruch geborgen worden war.

Als dann Ende der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts der Große Heilige Geist zur Schule umgebaut wurde, richteten 112 Bürger ein „Gehorsamstes Gesuch an den hochlöblichen Magistrat der Stadt Lüneburg".[5] Da man seit dem Abbruch der St. Lamberti-Kirche im Sülzviertel keine Uhr mehr schlagen hörte, baten sie, bei dem Umbau der Heiligen-Geist-Kapelle eine Uhr im Dachreiter aufzustellen. Der Magistrat vertagte Ende des Jahres 1867 die Entscheidung aber vorerst bis zur Vollendung des Umbaues. Im Jahre 1871 ließ er sie dann im Dachreiter des Großen Heiligen Geistes wieder einbauen. Im Mai dieses Jahres verpflichtete sich der Uhrmacher Friedrich Leonhard Schröder aus Lüneburg, die Wartung, das regelmäßige Reinigen und das tägliche Aufziehen der Uhr im Großen Heiligen Geist zu übernehmen. Für diesen Dienst forderte er eine Entschädigung von 20 Reichstalern jährlich, womit der Magistrat einverstanden war. Damit wartete Friedrich Leonhard Schröder eine Uhr, die sein Großvater Friedrich Nikolaus Schröder erbaut hatte. Nachdem diese Uhr auch ihren zweiten Standort verlassen hatte, wurde sie im Lüneburger Kaufhaus sorgfältig verwahrt und ging leider bei dessen Brand im Jahre 1959 verloren.

Die Uhr in der Kirche Kloster Lüne *(Abb. 5)*

Mit freundlicher Erlaubnis der Frau Äbtissin konnte auch die Uhr des Klosters Lüne besichtigt werden. Es handelt sich um eine relativ kleine Turmuhr, die weder signiert noch datiert ist. Eine mit einem W bekrönte Eule auf der Pendellinse weist sie dann aber doch als Weule-Uhr aus. Sie dürfte kurz vor dem Konkurs der Firma Weule im Jahre 1952 entstanden sein, denn dieses Modell wurde noch einige Jahre durch die Wilhelmshütte weiter produziert.

Die Uhr im Lüneburger Kaufhaus *(Abb. 6)*

Die alte von Johann Heinrich Biermann im Jahre 1745 für das Kaufhaus gelieferte Uhr wurde von mehreren Generationen der Uhrmacher Schröder gewartet.[6]
Beim Brand des Kaufhauses im Jahre 1959 glühte sie aus und befindet sich jetzt im Magazin eines Museums. Leider ist nicht genau zu belegen, ob die hier abgebildete Uhr die alte Kaufhausuhr ist. Sie ist weder signiert noch datiert. Einige angekohlte Holzteile sprechen jedoch sehr dafür. Ihren Platz nimmt heute eine Elektrouhr ein, die allerdings noch per Hand von Sommer- auf Winterzeit und umgekehrt umgestellt werden muss.

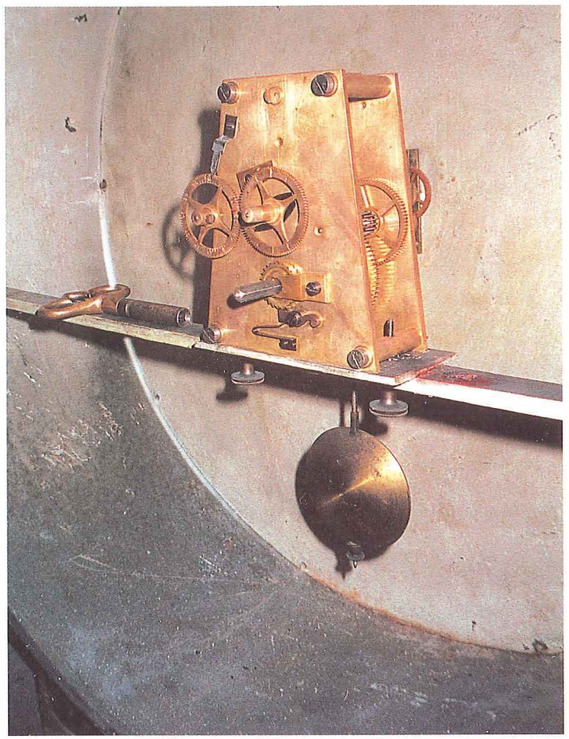


Abb. 8: Die kleine Uhr des alten Johanneums

Abb. 9: Die alte Uhr des Nicolaihofes zu Bardowick aus dem Jahre 1719

Die Uhr im Wasserturm des Landeskrankenhauses *(Abb. 7)*

Diese bis heute im Betrieb befindliche Weule-Uhr aus dem Jahre 1901 ist nur für absolut Schwindelfreie zugänglich. Sie befindet sich oberhalb des ehemaligen Wasserbehälters und konnte daher nur schwer mit Gewichten angetrieben werden. Sie wurde wohl von Anfang an als Uhr mit Elektroantrieb ausgelegt. Der Aufstieg zu dieser Uhr über eine moderne Wendeltreppe ist noch recht bequem. Die letzten fünf Meter legt man dann über eine senkrecht an der Wand befestigte Leiter inklusive freiem Blick auf den 25 bis 30 Meter tieferen Boden des Turmes zurück (der ehemalige Wasserbehälter ja ist nicht mehr vorhanden). Danach muss man mittels einer schrägen leiterartigen Ebene den Abgrund überqueren, um die Uhr zu erreichen.

Die Uhr des alten Johanneums *(Abb. 8)*

Das Werk dieser Uhr ist mit Abstand das kleinste aller hier aufgeführten Uhren, hat es doch nur die ungefähre Größe einer Zigarrenkiste. Diese weder signierte noch datierte Uhr hatte ihren Betrieb eingestellt und ein Vertreter einer Firma, die Elektrouhren liefert, äußerte sich dahingehend: „da sei nichts mehr zu machen." Der verantwortliche städtische Mitarbeiter entschied aber anders. Er bestellte einen konventionellen Uhrmachermeister, der die Uhr ausbaute und in seine Werkstatt mitnahm. Dort zerlegte und reinigte er die Uhr, polierte Zapfen und Pailletten und setzte sie dann wieder zusammen. Diese Wartung hat nur geringe Kosten verursacht, und die Uhr läuft wieder einwandfrei.

Die Uhr der Wilhelm-Raabe-Schule

Diese im Jahre 1906/07 erbaute städtische Schule erhielt zur Feldstraße hin einen mächtigen Uhrturm. Die Uhr, die dort installiert war, fand aber schon den Weg in die Anonymität einer privaten Sammlung.

Die Uhr in der Kapelle des Nicolaihofes zu Bardowick *(Abb. 9)*

Der Nicolaihof gehörte seit Jahrhunderten der Stadt Lüneburg und wird auch heute noch von der Stadt verwaltet. Im Turm der Kapelle gibt seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts eine moderne Elektrouhr die Zeit an. Die Vorgängeruhr wurde von Johann Heinrich Biermann im Jahre 1719 geschaffen, sie ist signiert und datiert und darf als Beispiel einer außerordentlich soliden Schmiedeuhr stehen. Sie zeigt noch ein verkeiltes Gestell und eine rückführende Hakenhemmung. Sie hatte nur einen Stundenzeiger und wurde nach ihrem Ausbau im Magazin eines Museums in Lüneburg verwahrt, wo sie nicht besichtigt werden konnte. Da sich allmählich die Einstellung zu diesen technischen Kunstwerken verändert, verlangte die Eigentümerin, die Stadt Lüneburg, die Uhr zurück und übergab sie einem Fachmann zum Aufarbeiten. Sie soll nun in einer kleinen Dauerausstellung im Nicolaihof aufgestellt werden.
Mit ihr verließ eine zweite städtische Uhr das Magazin (Abb. 10). Diese ist das Beispiel einer typischen Fabrikuhr, hat ein gegossenes Gestell und ist hellblau lackiert. Leider ist sie weder datiert noch trägt sie den Namen des Herstellers. Ein Vergleich mit anderen bekannten Uhren, zum Beispiel der in der Kirche zu Bleckede-Garlstorf und der Uhr zu St. Michaelis, lässt aber die Vermutung zu, dass sie von Beyes in Hildesheim gebaut wurde. Wo sie allerdings installiert war, ist nicht mehr nachvollziehbar.

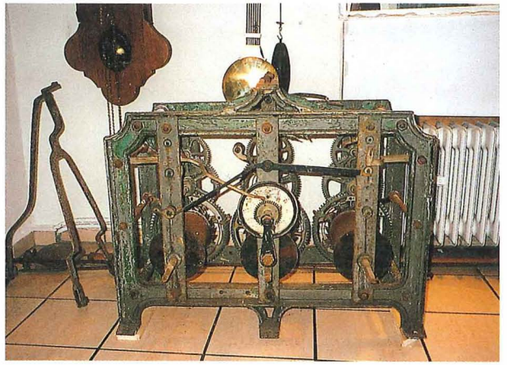


Abb. 10: Unbekannte Uhr, wohl von Beyes

Zwei bedeutende Uhren in der unmittelbaren Umgebung Lüneburgs

In der Gutskapelle zu Heiligenthal steht in einem Glaskasten auf der Empore eine Uhr, bei der alle Achsen nebeneinander gelagert sind (Abb. 11). Auf diese Weise ergibt sich eine geringe Bauhöhe und zugleich eine große Baubreite. Das Besondere an dieser Uhr ist, dass ihr Lauf durch einen Stift- oder Scherengang geregelt wird. Diese Technik wurde bisher in und um Lüneburg nicht gefunden. Die Uhr ist signiert und datiert: „I. F. Schröder 1838" Damit stammt auch sie von einem der bekannten Uhrmacher der Stadt Lüneburg.

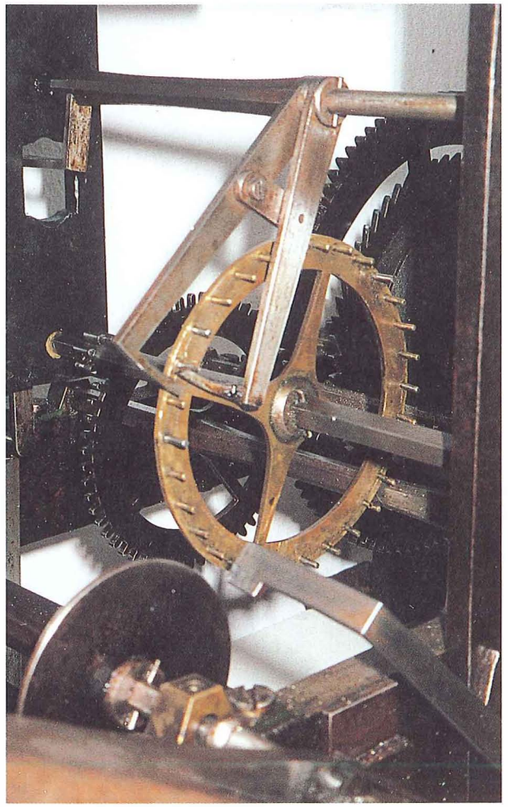


Abb. 11: Die Uhr der Gutskapelle zu Heiligenthal von 1838

Die zweite und historisch sehr wertvolle Räderuhr steht auf dem Gewölbe der Kirche zu Betzendorf (Abb. 12). Sie wurde zufällig durch einen Glockenfreund entdeckt, der das „Gestell" aber nicht als Uhr identifizierte. Diese sicher mehrfach umgebaute Uhr stammt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts und ist höchst wahrscheinlich in Lüneburg hergestellt worden. Als Uhrenschmiede kämen dann Hans Ruge oder Jacob Messeschmitt in Frage. Ihren Dienst versah sie wohl mehr als 300 Jahre, bevor sie im Jahre 1907 durch einen Blitzschlag außer Betrieb gesetzt wurde. Die Uhr ist kaum beschädigt und mit geringem Aufwand wieder in Gang zu setzen.

Dennoch nahm man damals den Blitzschlag zum Anlass, eine neue Uhr von Weule einbauen zu lassen. Die alte Uhr stellte man dabei auf das Gewölbe und vergaß sie dann. Leider ist mittlerweile auch die Uhr von Weule reparaturbedürftig und wird ihren Dienst an eine Elektrouhr abtreten. Ihren Standort sollte die Weule-Uhr aber behalten. Ein Maschinenbauer und Uhrenliebhaber hat angeboten, die Uhr des 16. Jahrhunderts unentgeltlich zu zerlegen und im Turm neben der Nachfolgeuhr wieder zusammen zu setzen.

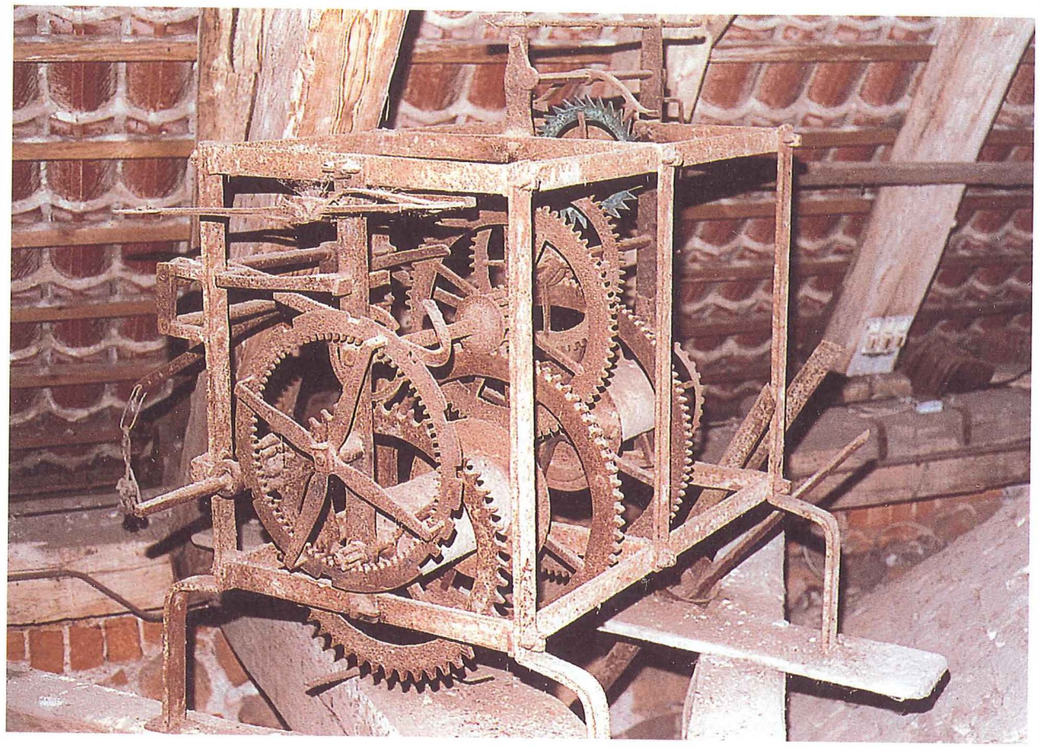


Abb. 12: Die Uhr des ausgehenden 16. Jh. auf dem Gewölbe der Kirche zu Betzendorf

Der Umgang mit ausgedienten Räderuhren

Leider geht die Zeit des majestätischen Tick-Tack in dämmrigen Uhrenstuben mit erschreckender Geschwindigkeit dem Ende entgegen. Hat eine alte mechanische Uhr ihre letzte Stunde geschlagen, steht das Pendel endgültig still und ist zugleich eine Reparatur nicht mehr finanzierbar, dann sollte sie auf keinen Fall als Alteisen entsorgt werden. Auch ein Zerlegen dieser Uhren sollte vermieden werden. Ebenso verbietet

sich eine Abgabe an private Sammler, da diese Uhren fast immer öffentliches Eigentum waren und sind. Die damaligen Entscheidungsträger hatten oft große Mühe, das notwendige Kapital für die sehr kostspielige Anschaffung anzusammeln. Am Besten ist es, die alte Uhr in ihrem angestammten Uhrenkasten gut geschützt stehen zu lassen. Für den geringen Raumbedarf einer nachfolgenden Elektrouhr findet sich immer ein Platz. Ebenso ist eine öffentlich zugängliche museale Ausstellung alter Räderuhren denkbar.

Dem Kulturgut „Räderuhr", in dem eine siebenhundertjährige Entwicklung steckt, gebührt eine höhere Aufmerksamkeit als bisher. Dieser Artikel, der nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, soll auf diese allgegenwärtigen und doch verborgenen technischen Kulturschätze hinweisen und wenigstens deren Sicherung und Verwahrung anregen.

Anmerkungen:
[1] *NHStA-H; Hann. 74, Lüne Nr. 2392*
[2] *NHStA-H; Hann. 74, Lüne Nr. 2526*
[3] *NHStA-H; Hann. 74, Lüchow Nr.760*
[4] *NHStA-H; Hann. 74, Lüchow Nr.760*
[5] *StA-Lg. S10 h1 f, Nr. 21*
[6] *StA-Lg. S10b, Nr. 63*

Literatur:

GEORG MELBECK, Lüneburger Uhren und Uhrmacher früherer Jahrhunderte. In: Lüneburger Blätter 15/16, 1965, 243-264.

HORST RAMMINGER, Turmuhren der Firma Weule im Zeitraum von 1848 bis 1952, Hannover 1995.

FALK-REIMAR SÄNGER, Turmuhren – ein vergessenes Kulturgut. In: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 22, 2002, 203-208.

BERNHARD SCHMIDT, Turmuhrwerke, Georgsmarienhütte 2001.

Erinnern und Vergessen
Der Memorialstein des Lüneburger Bürgermeisters Hinrik Viscule († 1371)

Hansjörg Rümelin

Im Südseitenschiff der Lüneburger St. Nicolaikirche sind in einer nur flach aus der Westwand hervortretenden, doppelgeschossig gemauerten Wimpergnische zwei plastische Bildwerke zusammengefasst. Obwohl ein breiter Mauerstreifen diese trennt, sind sie durch ihre Körperhaltung aufeinander bezogen. Bei der unten eingemauerten, stark beschädigten Kalksteinplatte soll es sich um das Grabmal von Hinrik Viscule handeln. Wenn sich der Blick überhaupt nach oben verliert, entdeckt man ein gedrungenes Dreinagelkruzifix in vermeintlich schlechten Formen und Resten einer stark verschmutzten Farbfassung. Die Entstehung beider Bildwerke wird an das Ende des 14. Jahrhunderts gesetzt, womit sie zweifellos älter als die St. Nicolaikirche selbst sind.

Während man auf dem erhaltenen Kalksteinrelief mit einiger Mühe zunächst nur einen mit einer Rüstung gewappneten, nach links gewandten Beter sowie ein Spruchband erkennt, erschließt eine 1773 von Ludwig Albrecht Gebhardi angefertigte lavierte Federzeichnung den Stein in seiner ursprünglich zweiteiligen Gestalt und Funktion. Danach gibt sich auf dem heute in der Ansicht 208 x 97 cm messenden Unterteil Hinrik Viscule als ritterlicher Adorant zu erkennen. Er hat dem Zeitgeschmack entsprechend einen eng taillierten ledernen Vorläufer des Plattenharnisch, den Lendner, mit einem aus Metallplättchen mit eingetieften Vierpässen bestehenden Hüftgürtel (Dupsing) mit Schwert angelegt. Beckenhaube mit Brünne, Kettenhemd, Handschuh und metallener Ellenbogen- und Knieschutz über den Beinlingen vervollständigen die Rüstung. Um dem Hochrelief eine gewisse Tiefenräumlichkeit abzugewinnen, ist der kniende Körper leicht zum Betrachter gedreht. Das ehemals vermutlich bärtige Gesicht ist im Dreiviertelprofil gezeigt, die Physiognomie heute durch Abwitterung aber weitgehend unkenntlich. Im unteren, stark zerstörten Teil des Reliefsteins befand sich die heraldische Ausstattung. Über dem schräggestellten Tartschenschild mit dem redenden Wappen der Viscule (drei geschwungene, an den Köpfen vereinigte silberne Fische auf rotem Grund) ist der über der Beckenhaube getragene Topfhelm als Helmzier angeordnet. Oberhalb des auffälligen Helmbusches (Crest) befindet sich ein Spruchband mit der Bitte Viscules: O fili dei misere mei (Oh, Sohn Gottes, erbarme Dich meiner). Eine am abgeschrägten Plattenrand ebenfalls in gotischen Minuskeln eingeschlagene lateinische Inschrift war bereits 1773 nicht mehr ganz zu entziffern und lautete vervollständigt:

anno • dni • millesimo • trcentesimo • septuagesmo • primo • in • nocte • undecim/millium • virginum • hinricus • viscule • hic • ad • hostibus • est • interfectus (Im Jahre 1371 in der Nacht der elftausend Jungfrauen ist Hinrik Viscule hier von den Feinden getötet). Abgeschlossen wird das Unterteil des nun eindeutig als Gedenkstein zu identifizierenden Reliefs durch einen angedeuteten Baldachin aus schwach ausgeprägtem Kielbogenschluss, dessen Kehle mit kleinen Blüten und dessen Außenrand mit Krabben sowie einer bekrönenden Kreuzblume geschmückt, von einem Maßwerkgitter hinterfangen und heute verlorenen Doppelfialen flankiert werden. Dieser in der Grabmalkunst des 14. Jahrhunderts häufig als Würdezeichen verwendete Architekturschmuck findet sich ganz ähnlich, aber auch noch wesentlich später, so in Lüneburg etwa auf der Grabplatte des Priors Borchard von dem Berge in St. Michaelis (1415), an den nach 1432 entstandenen Seitenwänden des in St. Michaelis errichteten tumbenartigen Denkmals der Fürstengruft. Die Art der Rüstung kennzeichnet die Darstellung aber als zeitgenössisch, vermutlich kurz nach dem Tod von Viscule noch in den 1370er Jahren entstanden.

Das heute getrennt und ohne jeden inhaltlichen Bezug zu seinem Unterteil in der von Dassel-Kapelle an der Nordseite des St. Johannisturmes museal präsentierte Hochrelief der Kreuzigungsgruppe (170 x 124 x 20 cm) umfasst ein Dreinagelkruzifix, an dessen Kreuzenden sich die vier Evangelistensymbole befinden. Das Kreuz flankieren Johannes und die stark beschädigte Figur der Maria. Die qualitätvolle Gruppe wird von einem Kleeblattbogen überwölbt. Zwei an der Unterkante angebrachte Zapfenlöcher belegen, dass das Denkmal zweiteilig gearbeitet und Ober- und Unterteil durch Metalldübel miteinander verbunden waren. Das an der Rückseite nur geglättete Oberteil ist nach 1773 in drei Teile zerbrochen. Zuvor ist aber die heute fehlende obere Hälfte der Marienfigur bereits ersetzt worden. Dazu wurde in die Platte die heute sichtbare hochrechteckige Vertiefung eingestemmt und das von Gebhardi überlieferte Oberteil der Maria in die Aussparung eingemörtelt. Die Zeichnung von Gebhardi dokumentiert auch Teile der 1773 bereits nur noch in Spuren erhaltenen polychromen Fassung. Der Lendner und der dem Wappen aufsitzende Helm von Viscule waren danach gelb, der Reliefgrund rot, die Inschriften schwarz gefasst. Maria (schwarz) und Johannes (rot) waren in ihrer Gewandung dagegen vor einen blauen Grund gestellt. Auf den Schriftrollen der Evangelistensymbole waren mit Ausnahme von S MARCUS die in gotischen Versalien aufgemalten Namen ausgelöscht.

Unter den in ihrer Farbigkeit nicht dokumentierten Reliefteilen sind das Wappen mit Sicherheit in den Farben der Viscule (Silber, Rot) und die Nimben wohl gelb-/goldfarben angelegt ge-

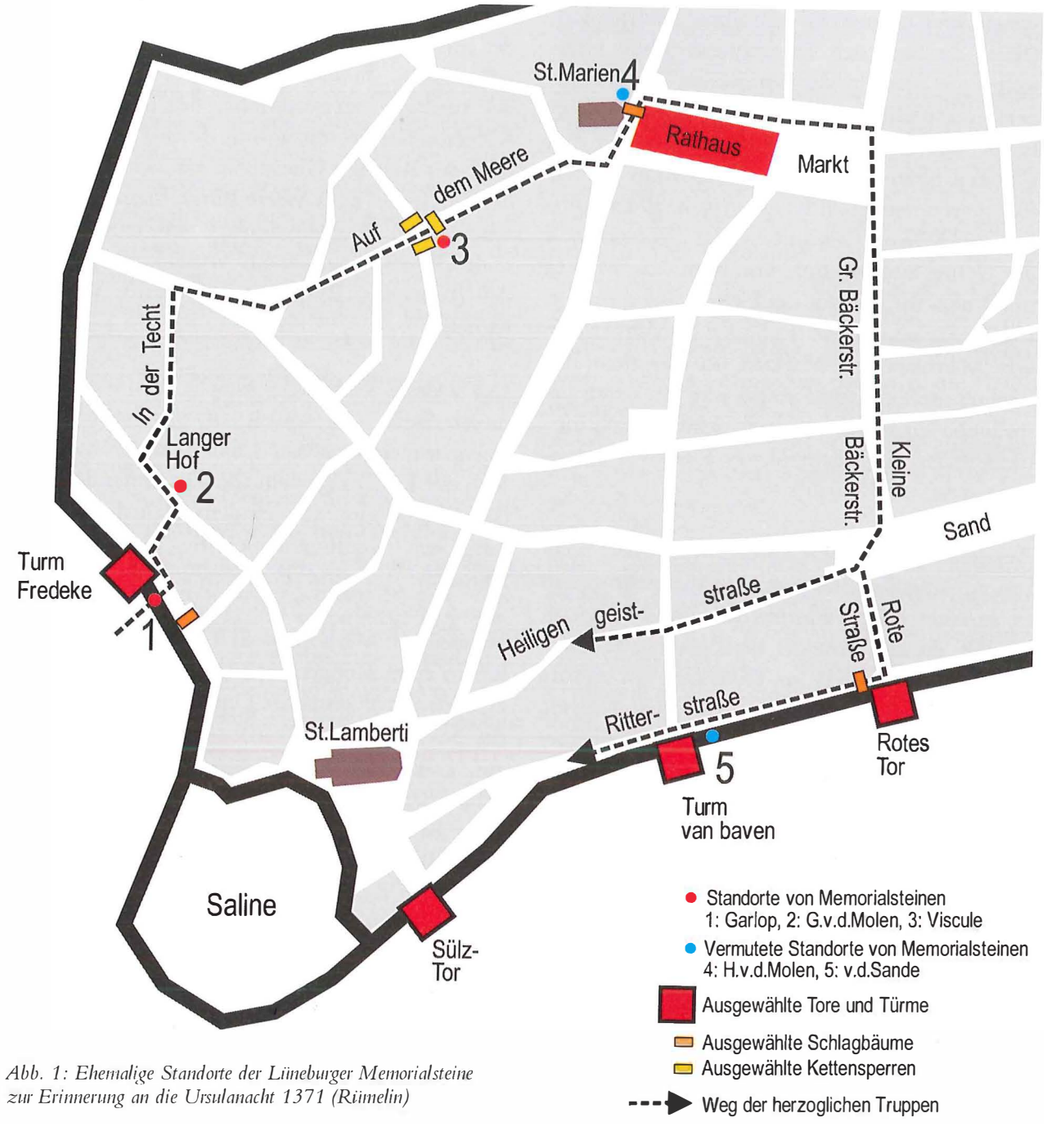


Abb. 1: Ehemalige Standorte der Lüneburger Memorialsteine zur Erinnerung an die Ursulanacht 1371 (Rümelin)

wesen. Im Gegensatz zu dem unrestaurierten Unterteil, an dem sich Fassungsreste ohne Hilfsmittel nur noch in der Blütenleiste des Kielbogens wahrnehmen lassen (kupfergrüne Kehlleiste, englischrote Blüte) können am gereinigten Oberteil heute noch mit bloßem Auge diverse Farbspuren festgestellt werden (Reliefgrund kupfergrün, Körper/Gewandung des Johannes und der Evangelistensymbole von Matthäus, Markus und Lukas rot, Kontur des Gekreuzigten rostrot, Fragmente von Schwarz auf den Spruchbändern von Matthäus und Markus), so dass dem Betrachter einst ein starkfarbiges und mit seiner ursprünglichen Höhe von rund 3,80 m auch monumentales, wandgebundenes Denkmal entgegentrat.

Bei dem Viscule-Stein handelt es sich aber nicht um ein singuläres Monument. Vielmehr gehört er zu einer Reihe von ehemals vier Memorialsteinen, die den Weg der herzoglichen Truppen von der Einstiegsstelle am Fredekenturm bis zum Ziel- und Wendepunkt der Kampfhandlungen, dem Rathaus, nachzeichneten. Er war Teil einer vielschichtigen Gedächtniskultur um die als „instiginge“ oder „Ursulanacht“ in die Stadtgeschichte eingegangen Ereignisse des 21. Oktobers 1371. Im Zuge des Lüneburger Erbfolgekrieges hatten sich am frühen Morgen des Tages Truppen des Herzogs Magnus (angeblich 700 Ritter) der Stadt genähert und in einem handstreichartigen Unternehmen mit Hilfe von acht Leitern die Stadtmauer überwunden. Eben an der Stelle des Einstiegs, beim ehemaligen Fredeke-Turm, im Westen der Stadt am Südende der heutigen Sülzwallstraße, fiel der Ratsherr Nicolaus Garlop, nicht weit davon, am Langen Hof, der Ratsherr Ghevehard van der Molen, in der Straße Auf dem Meere Bürgermeister Hinrik Viscule und an einem Schlagbaum, einer innerstädtischen Sperranlage am Marienkirchhof nahe des Rathauses, Bürgermeister Hinrik van der Molen.

Der weitere Verlauf des Geschehens braucht an dieser Stelle nur soweit zu interessieren, als offenbar nicht lange nach dem blutig errungenen Sieg der Lüneburger ein identitätsstiftender Gedächtniskult einsetzte, zu dem auch die Errichtung von Memorialsteinen für die gefallenen Bürgermeister und Ratsherren am Ort ihres Todes gehörte. Nicolaus Garlop erhielt einen zweiteiligen Memorialstein. Gebhardi nahm dessen in Abmessungen und Darstellung dem Visculendenkmal ähnliches Unterteil 1763 noch an der Stadtmauer am Fredeke-Turm zeichnerisch auf. Der rund 190 x 120 cm messende Stein zeigte den Ratsherren in Rüstung mitsamt seinem Familienwappen auch kniend, allerdings nicht als Adorant, sondern als Gefallenen im Sinne des Wortes, ohne Waffe, in den Händen jedoch eine herzogliche Standarte mit gebrochener Stange und so noch im Tode triumphierend. Am unteren Ende ließ der mehrfach profilierte

Rahmen einen breiten Rand frei für die Inschrift: Anno • dni • MCCCLXXI • occisus • est • hoc • loco • Dnus • Nicolaus • Garlop • Cuius • Anima • quiescat • in • pace (Im Jahre des Herrn 1371 ist an dieser Stelle Herr Nicolaus Garlop getötet, dessen Seele in Frieden ruhen möge). Dass auch dieser hochrechteckige Reliefstein ursprünglich mit einem aufgesetzten Kreuz ausgestattet war, belegt eine Eintragung in das erste Baubuch der Stadt, in dem 1426 Reparaturmaßnahmen an Dach und Erker des [Fredeke-] Turmes abgerechnet wurden: „de steyt jegen den langhen hove dar der garlope cruse by steyt“.

Völlig anders, nämlich als traditionelles Scheibenkreuz, war das Denkmal für Ghevehard van der Molen entworfen. Auf der Zeichnung, die Gebhardi 1762 anfertigte, erkennt man bei einer Gesamthöhe des Steins von etwa 190 cm oberhalb eines ungegliederten Abschnittes eine Zinnenleiste, über der ein rechteckiges Schaftstück das schräggestellte Mölensche Wappen im Kreisbogen mit Eichen- und anderem Blattwerk zeigt. Darauf saß die rund 86 cm im Durchmesser haltende Kreuzscheibe mit Vierpässen und einer umlaufenden Randinschrift in gotischen Versalien: ANNO • DNI • MCCCLXXI • [GHEVE]HARD • DE • MOLENO • [ES]T • HIC • OSSICUS • AB • HOSTIBUS • OTE • DEUM • P • EO • + • (Im Jahre des Herrn 1371 ist hier Ghevehard van der Molen von den Feinden getötet. Bitte Gott für ihn). Ob der offenbar nur flach reliefierte Memorialstein ursprünglich ein Unterteil mit der Darstellung des Gefallenen besaß, ist ebenso unklar wie die ehemalige Farbfassung des Garlop- und van der Molen-Steines, zu der Gebhardi keine Angaben macht. Gleichzeitig wird aber die formale Nähe von mittelalterlichen Scheibenkreuzen und Beischlagwangen deutlich. Der ehemalige Standort des van der Molen-Steins wird sich zumindest in der Nähe des Langen Hofes befunden haben, denn hier starb der Ratsherr. In die Südostecke der ehemaligen Marienkapelle nebst dem kleinen Hause, gelegen auf der heutigen Parzelle Salzbrückerstraße 25 A, war der Stein noch 1772 eingemauert, bevor er mit dem Abbruch des Langen Hofes 1787 verschwand.

Nicht unwahrscheinlich ist die Vermutung Friedrich Wilhelm Volgers, dass auch am Sterbeort des Bürgermeisters Hinrik van der Molen ein Denkmal errichtet wurde, das er mit dem Umbau der Kirchhofsmauer von St. Marien verloren glaubt. Der fünfte in den Sterbelisten aufgeführte Ratsherr, Heyne van dem Sande, wurde dem Chronisten Hammenstede zufolge bei dem Mauerturm „van baven bei der faulen Aue“, also in der Ritterstraße auf Höhe der Einmündung der Rackerstraße im Kampf getötet. Mit Sicherheit wurde an dieser Stelle auch seiner mit einem steinernen Denkmal gedacht, dessen Existenz jedoch nicht überliefert ist.

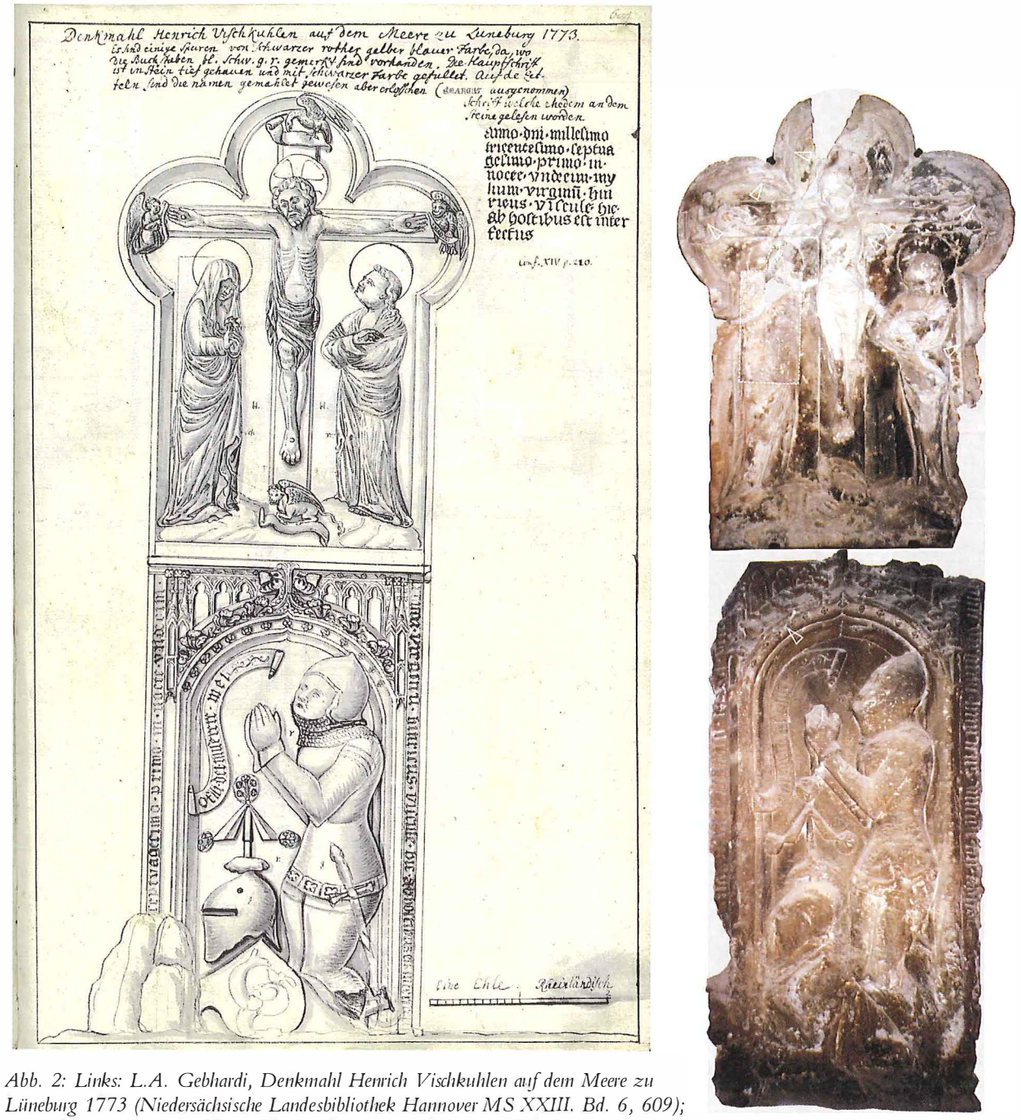


Abb. 2: Links: L.A. Gebhardi, Denkmahl Henrich Vischkuhlen auf dem Meere zu Lüneburg 1773 (Niedersächsische Landesbibliothek Hannover MS XXIII. Bd. 6, 609); rechts: Memorialstein des Hinrik Viscule (Lüneburg, bald nach 1371). Lüneburg, St. Nicolai und St. Johannis. Hervorgehoben sind Fassungsreste und die Fehlstelle an der Marienfigur (Foto u. Montage Rümelin April 2003)

Die genannten Denkmale lassen sich also in die Gruppe der Memorialsteine einordnen, die von Familienmitgliedern für plötzlich Verunglückte aufgestellt wurden, so wie der im Lüneburger Museum bewahrte Denkstein für den 1309 in der Ilmenau ertrunkenen Gherard Zemelbeker, der in der Konzeption dem Visculenstein entspricht, aber ungleich archaischer wirkt, so dass eine gleichzeitige Ausführung ausgeschlossen erscheint. Auch sind sie von den formal ähnlichen mittelalterlichen Sühnesteinen zu unterscheiden, die bei begangenem Totschlag als Teil einer vertraglich zwischen Täter und geschädigter Familie geregelten Wiedergutmachung auf Kosten des Täters gesetzt werden mussten, damit am Ort des Geschehens für das Seelenheil des Toten gebetet werden konnte. Insofern stellen sie Rechtsdenkmale dar, wie der auf dem Zeltberg nördlich der Stadt aus gotländischem Kalkstein für den 1396 dort erschlagenen Godekinus Basedow gefertigte Sühnestein, der wiederum den Getöteten betend unter einem 1761 schon weggebrochenen Scheibenkreuz zeigte.

Die durchgängig von Feinden berichtenden Inschriften der drei von Gebhardi überlieferten Denksteine für die in der Ursulanacht Gefallenen schließen eine Sühneleistung der herzoglichen Seite bereits aus. Das Ereignis war aber vor allem über das bis 1637 in der St. Johanniskirche jährlich begangene Totengedenken, wo am nördlichen Chorbündelpfeiler neben den erbeuteten herzoglichen Standarten die Totenschilde der fünf gefallenen Ratsmitglieder aufgehängt waren, durch den Kult um die zur Stadtheiligen erhobenen St. Ursula in den ab 1372 eigens errichteten nördlichen Nebenchören von St. Johannis, die Ausstellung von Beuterüstungen auf dem Rathaus, Nekrologe, Stadtchronistik, Dichtung und Legendenbildung fest verankert. Somit kann ausgeschlossen werden, dass ein vorrangig familiäres Gedenkinteresse mit den Steindenkmalen verbunden war. Vielmehr kann die Reihe der ehemals vier Gedenksteine im Sinne einer via memorialis oder eines religiöse Andacht und staatspolitische Selbstvergewisserung verbindenden Kreuzweges im Kontext der kollektiven Gedächtniskultur verstanden werden. Nicht zufällig erfolgte anlässlich des jährlichen Totengedenkens eine Armenspeisung im Langen Hof. Sicherlich wird die Anfertigung der Memorialsteine von den betroffenen Familien in Auftrag gegeben worden sein. Da diese aber auch im Rat vertreten waren, überschneiden sich öffentliche und familiäre Einflussbereiche und Darstellungsabsichten. So wurde der gefallene Hinrik Viscule in seinem Amt als Bürgermeister durch seinen Bruder Johann ersetzt.

Der Verlust des gemeinsamen Erinnerungspotentials vollzog sich nicht nur in Lüneburg zunächst schleichend mit dem Abreißen gesicherter Kenntnisse um die Bedeutung und der dann folgenden Aufgabe einzelner kommunaler Denk-

mäler, die sich seit dem ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert rasant beschleunigte. Dies zeigt sich in Lüneburg exemplarisch an der bei Auflassung des Kirchhofes weggeräumten Deckplatte des mit 22 Rillen gekennzeichneten Massengrabes südlich des St. Johannisturmes, in dem vermutlich die in der Ursulanacht gefallenen Bürger beigesetzt worden waren. Gebhardi dagegen wähnte dort 440 getötete herzogliche Ritter bestattet, war sich dessen aber nicht ganz sicher.

Neben dem Semmelbecker-Stein ist das Staatsepitaph für Hinrik Viscule das einzige frühe Beispiel dieser Denkmalgruppe, das in Lüneburg überdauert hat. Gleichzeitig stellen die beiden erhaltenen Reliefsteine unter den 430 in Niedersachsen, Hamburg und Bremen erhaltenen Kreuzsteinen aufgrund der seltenen figürlichen Ausarbeitung Exemplare dieser Gattung dar, die sich in ihrer Qualität allein noch mit dem allerdings deutlich jüngeren Bremer Vasmer-Kreuz (1430) und dem Siebenmännerstein von Hannover (um 1480) vergleichen lassen.

Der Weg des Visculesteins von der Straße in die Kirche ist schnell beschrieben. Errichtet an der Einmündung der Unteren Ohlingerstraße in die Straße Auf dem Meere, vermutlich an der heutigen Parzelle Auf dem Meere 36, ist er 1704 durch Johann Heinrich Büttner und 1773 durch Ludwig Albrecht Gebhardi noch an dieser Stelle belegt. Dabei war der Stein in Bodennähe bereits beschädigt und musste an der linken Seite durch einen Prellstein geschützt werden, so dass er wahrscheinlich an der Südwand des Hauses aufgestellt war.

Nachdem das Eckhaus 1826 umgebaut wurde, veranlasste die Stadtverwaltung seinen Transport in den Rathausgarten, wo er noch 1856 unter freiem Himmel an eine Wand gelehnt stand. Wann der untere Teil des Epitaphs an seinen heutigen Platz in der St. Nicolaikirche kam, ist aus den Bauakten nicht zu ersehen. Dies kann aber erst nach 1865 geschehen sein, als im Zusammenhang der Restaurierung durch Conrad Wilhelm Hase die Westwand des südlichen Seitenschiffes neu aufgemauert werden musste. Zu diesem Zeitpunkt waren Unter- und Oberteil aus unbekannten Gründen bereits getrennt, denn die neugotische Backsteineinfassung in St. Nicolai ist klar für die heute bestehende Lösung und nicht für die Aufnahme des kompletten Memorialsteines konzipiert worden. Der Entwurf versucht dagegen zwei Bildwerken, die weder zur Ausstattung der Kirche noch zusammen gehörten, einen angemessenen Platz zuzuweisen und ihnen dabei sowohl die ihnen gebührende Eigenständigkeit zuzugestehen, gleichzeitig aber auch dem Betrachter einen inhaltlichen Zusammenhang vorzufiihren, der grundsätzlich der Anordnung eines spätgotischen Memorialsteines entsprach.

Die Überführung des Denkmals für Hinrik Viscule nach St. Nicolai lässt sich unschwer mit den vielfältigen Verbindungen der Familie zum Wasserviertel erklären und zeigt insofern eine historische Orientierung der Standortwahl. Der Weg der Kreuzigungsgruppe in die St. Johanneskirche scheint zufällig und zunächst nur zum Zwecke der Einlagerung des wohl bereits zerbrochenen Oberteils in der von Dassel-Kapelle gewählt worden zu sein, wo es Franz Krüger erst 1934 wieder sah und den Zusammenhang zu dem Unterteil herstellte. Ganz fehl am Platze ist die Kreuzigungsgruppe in der Lüneburger Hauptkirche jedoch nicht, denn hier wurde der gefallene Viscule vor der ehemaligen Annenkapelle beigesetzt (äußeres südliches Seitenschiff, 2. Kapelle von Westen), dort wo Gebhardi 1762 den im 19. Jahrhundert abgeräumten Grabstein des Bürgermeisters und seiner Frau liegen sah, unter dem hier noch vorhandenen Epitaph des David Johann von Braunschweig († 1718) und seiner Frau Anna Elisabeth v. Dassel.

Und das heute über dem Visculendenkmal in St. Nicolai angebrachte Kruzifix? Es ist ein im frühen 19. Jahrhundert angefertigter Gipsabguss eines verlorenen Originals des späten 14. Jahrhunderts, das bereits vor der Abformung diverse Fehlstellen aufwies und dessen Reproduktion erst beim Einbau in die Architekturnische deren Abmessungen angepasst wurde. Für welchen Sakralbau das Kruzifix ursprünglich angefertigt wurde, ist ebenso unbekannt wie die Umstände der Überführung nach St. Nicolai. Nur St. Lamberti kann aufgrund von Inventarlisten, die belegen, welche Ausstattungsteile in die St. Nicolaikirche gelangten, ausgeschlossen werden. Einen Hinweis gibt vielleicht eine Darstellung des Innenraumes von St. Nicolai, die Nicolaus Peters 1851 anfertigte und auf der man in der nordwestlichen Chorumgangskapelle ein dem Gipsabguss ähnelndes Kruzifix erkennen kann. Jedenfalls deutet die archivalisch nicht fassbare Kopie gleichermaßen auf die Wertschätzung des Originals wie auf die notwendige Sicherung wegen absehbaren Verlustes oder Verkaufs, was angesichts des Umgangs mit historischem Kircheninventar während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts doch erstaunt.

Die beiden leeren Sockel neben dem Kruzifix waren übrigens für Standfiguren (Maria, Johannis) bestimmt, die auf einer 1902 datierten Zeichnung von Franz Krüger noch zu sehen sind. Danach verliert sich ihre Spur. Vielleicht erinnert sich jemand?

Literatur

FRANZ KRÜGER, Über Grabdenkmalkunst in Lüneburg. In: 2. Beilage zum Lüneburger Tageblatt, Nr. 204, 43. Jg., 01.09.1934.

MATTHIAS LENZ, Stadtbürgerliche Gedächtniskultur. Schlachtengedenken in Lüneburg im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Hausarbeit Universität Bielefeld 1994 (Stadtarchiv und Ratsbücherei Lüneburg).

FRIEDRICH WILHELM VOLGER, Die St. Ursulanacht (Neujahrsblatt 1856), Wiederabdruck. In: Friedrich Wilhelm Volger, Lüneburger Geschichte in Einzeldarstellungen. Lüneburg 1986, 78 – 87.

Der Verein Lüneburger Stadtarchäologie e.V. gibt die Schriftenreihen ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG und DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG heraus.
Folgende Bände sind erschienen:

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG
Band 1, 1995 (236 Seiten, 6 Karten, 29 Abbildungen, 27 Tafeln)
ISBN 3-922616-11-9

MARC KÜHLBORN, Ein Glas- und Keramikensemble der frühen Neuzeit.
JULIAN WIETHOLD, Reis, Pfeffer und Paradieskorn: Pflanzenreste des 16. und 17. Jahrhunderts aus der Kloake der Patrizierfamilie von Dassel aus Lüneburg.
CAROLA SCHULZE-REHM, Ergebnisse der archäozoologischen Bearbeitung der Tierknochenfunde aus der Kloake 4 von Fundstelle 17:2, „Auf dem Wüstenort", in Lüneburg.
KLAUS TIDOW, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Textilfunde aus Lüneburg.

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG
BAND 2, 1996
(374 Seiten, 11● teils farbige Abbildungen, 3 Falttafeln)
ISBN 3-93252●-●●-9

Wolfgang Lehne, Sicherungskonstruktionen am Turm der St. Johanniskirche in Lüneburg. Untersuchungen zu Zielkonflikten zwischen Substanzerhaltung und Sicherung.

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG
Band 3, 1997
(193 Seiten, ca. 2●● Abbildungen)
ISBN 3-93252●-●1-7

Andreas Büttner, Steinzeug Westerwälder Art des ausgehenden 16. Jahrhunderts bis 18●● in Lüneburg.

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG
Band 4, 1999
(175 Seiten, 62 Abbildungen)
ISBN 3-93252●-●3-3

EDGAR RING, Denkmalpflege in Lüneburg.
PETER CASELITZ; WOLFGANG LEHNE, Die Segenshauskapelle mit der Gruft der Familie von Dassel in der St. Johanniskirche zu Lüneburg. Bericht über die bauhistorische und osteologische Untersuchung.
HEINER HENSCHKE, Ein Häuserinventar des Michaelisklosters zu Lüneburg aus dem 18. Jahrhundert.
MARC KÜHLBORN, Ein papagoy im blechernen käfig. Lüneburger Inventare als Quelle zur Hausforschung.
HANSJÖRG RÜMELIN, Höhere architektonische Kenntnisse werden nicht gefordert. Stadtbaumeister in Lüneburg 1675-1919.
FRANK BRAUN, Historische Dachwerke der Hansestadt Wismar.
CHRISTINE KRATZKE, Neue Forschungen zur Klosteranlage Dargun unter besonderer Berücksichtigung der durchgeführten geophysikalischen Untersuchungen.
HANSJÖRG RÜMELIN, Die Formsteinsammlung des Museums für das Fürstentum Lüneburg. Mit einer Übersicht zu weiteren Baukeramiksammlungen in Norddeutschland.
GERHARD KÖRNER, Lüneburg als Denkmal.

GLASKULTUR IN NIEDERSACHSEN. Tafelgeschirr und Haushaltsglas vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit.
ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG
Band 5, 2●●3
(2●● Seiten, ca. 23● farbige Abbildungen)
ISBN 3-89876-1●●-2

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 1999.
LÜNEBURG 1999.
(32 SEITEN, 23 ABBILDUNGEN)
ISBN 3-93252●-●2-5

KLAUS DREGER, JOACHIM STARK, St. Lamberti – Ausgrabung einer untergegangenen Kirche.
CORNELIA ABHEIDEN, Das ehemailge Brauhaus am Berge 39 – Ein Baudenkmal mit Fassadengeschichte.
JOACHIM STARK, Bauern tanzen ... als werden si rasen(d) ...
MARC KÜHLBORN, „Allerhand Mobilien und Haußgeräth." – Die Kooperation von Archäologie und Geschichte am Beispiel von Lüneburger Haushaltsinventaren.
HEINER HENSCHKE, Das Schiebefenster – ein verschwundener Fenstertyp.
EDGAR RING, Der Dachreiter des Hospitals zum Großen Heiligen Geist.

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 2000.
LÜNEBURG 2000.
(64 SEITEN, 53 ABBILDUNGEN)
ISBN 3-932520-04-1

CORNELIA ABHEIDEN,
Die Sanierung der Fassade der alten Raths-Apotheke.
PETER FURMANEK, SONJA TOEPPE, Die lange und wechselhafte Restaurierungsgeschichte der Gemälde im Fürstensaal des Lüneburger Rathauses.
HEINER HENSCHKE,
Von Fliesenböden des 18. Jahrhunderts in Lüneburg.
JULIAN WIETHOLD, So nym witten ingever, muschatenblomen, paradiseskorne unde neghelken unde stod tosammende... Der archäologische Nachweis von Gewürzen im frühneuzeitlichen Lüneburg.
EDGAR RING, Der verschlossene Mann. Ein Schraubtaler aus der Gruft der St. Lambertikirche.
MARC KÜHLBORN, Die Ausgrabungen in der St. Lambertikirche. Ein weiterer Vorbericht.
EDGAR RING, Das Musikzimmer der Familie Düsterhop. Eine bemalte Decke des 16. Jahrhunderts.
KAROLA KRÖLL, „ ...allwo das löbl.e Topffer-Handwerck ehrlich gehalten wird..." Keramikfunde aus der Kloake der frühneuzeitlichen Töpferei „Auf der Altstadt 29" in Lüneburg.

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 2001.
LÜNEBURG 2001.
(85 SEITEN, 68 ABBILDUNGEN)
ISBN 9-932520-05-X

CARSTEN BÖTTGE, STEFFEN KAMPE, RITA RIEMANN,
Das Fahrtknechthaus Hinter der Bardowicker Mauer.
HEINER HENSCHKE, Eine Landschaftstapete des 19. Jahrhunderts.
KAROLA KRÖLL, Ornamentierte Bodenfliesen der frühen Neuzeit in Lüneburg – eine kleine Auswahl.
URSULA SCHÄDLER-SAUB, YVONNE ERDMANN,
ISABELLE HAMANN, BETTINA NIEKAMP,
MELANIE POTSCHIEN, ANKE SCHMITT,
KIRSTEN SCHRÖDER, Erforschen und erhalten – Archivrecherchen und restauratorische Untersuchungen in der Gerichtslaube und in der Alten Kanzlei des Lümneburger Rathauses.
MARKUS TILLWICK, „Daniel Fresen dem Maler vor allerhande arbeitt..." Die bemalte Holzdecke von 1598 im ehemaligen ersten Obergeschoss der „Alten Raths-Apotheke" in Lüneburg.
MARIANNE KRÖPKE,
Von der Ratsschule St. Johannis zur Johannes-Rabeler-Schule.
MARC KÜHLBORN, St. Lamberti – Neues von Lüneburgs untergegangener Kirche.
EILIN EINFELDT, DANA VICK, „Vor der Sülzen in St. Lamberti Kirch begraben". Die Bestattungen der St. Lamberti-Kirche: Ein Vorbericht.
EDGAR RING, Wie alt sind Lüneburgs Häuser? Datierungen mittels Dendrochronologie.

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 2002.
LÜNEBURG 2002.
(96 SEITEN, 73 ABBILDUNGEN)
ISBN 3-932520-07-6
BodenEinblicke – 11 Jahre Stadtarchäologie in Lüneburg
36 Beiträge

LÜNEBURGER STADTARCHÄOLOGIE E.V.
In der Techt 2a
21335 Lüneburg
www.stadtarchaeologie-lueneburg.de

Autoren:

Dr.-Ing. Bernd Adam
Erich-Ollenhauer Straße 6
30827 Garbsen-Berenbostel

Dipl. Ing. Michael Flechtner
Egestorffstr. 9
30449 Hannover

Dr. Edgar Ring
Stadt Lüneburg, Denkmalpflege
Am Ochsenmarkt
21335 Lüneburg

Hansjörg Rümelin
Yorkstr. 9
30161 Hannover

Dipl. Ing. Falk-Reimar Sänger
Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege
Scharnhorststr. 1
30175 Hannover

Gerrit Schlörer
Reichertshalde 36
71642 Ludwigsburg

Dipl.-Rest. Kirsten Schröder
Am Taubenfelde 3
30159 Hannover

Dipl.-Rest. Markus Tillwick
Sachsenring 15
31137 Hildesheim